# Schriften

von

Caroline Pichler.

Sechs und vierzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1829.

# Inhalt.

Die Walpurgisnacht . . . . . . . S. 3
Schloß Wiernitz . . . . . . . 51

# Die Walpurgisnacht.

Es war ein schöner Abend im Beginnen des Frühlings, als ein liebendes Paar in der Umwölbung frisch begrün=ter Büsche am Ufer des Sees saß. Hinter dem Gebirge war die Sonne schon lange verschwunden, nur die gegen=über stehenden Felsenzacken prangten noch in röthlichem Glanz; Dämmerung verbreitete sich in den Thalschluchten. Einzelne Nebelstreifen stiegen aus den Kieferwäldern em=por, und schwebten langsam an den Abhängen hin; die Himmelswolken zitterten in den leis bewegten Wellen, einzelne Sterne erschienen am dunkeln Blau und spiegel=ten sich im Wasser wieder. Alles war still und feier=lich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräusch ar=beitender Menschen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des See's klaschten in langsamen Schlägen an das Ufer, und hier oder dort tönte der Ruf einer einsamen Sennerin von der Alpe herab. Rudolph und Else hielten sich umschlungen, ihre Herzen waren von Liebe und Dank gegen Gott erfüllt, der sie so wunderbar bisher geführt; denn heute waren sie zum ersten Mal in der Kirche des Benedictiner=Stiftes aufgeboten worden, und ihre Hochzeit war auf den nächsten Monat angesetzt. Sie hatten ihr Glück wohl verdient, manche schwere Prü=fung hatte ihre Liebe geläutert und bewährt, und nur nach Jahren von Trennung und Kummer war es ihnen

endlich gelungen, ein Glück zu genießen, das lange Entbehrung ihnen um so theurer machte.

Rudolphs Vater war der reiche Sensenschmiedmeister Christoph gewesen, dessen Haus mit Werkstätten, Oefen und Wirthschaftsgebäuden dort drüben im Walde lag, wo der Gießbach aus dem dunkeln Tannengehege hervor stürzt und mit lautem Gebraus die mächtigen Räder treibt. Der einzige Sohn war von dem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Er war bei den Benedictinern in die Schule gegeben, denen Markt, See und Wälder weit umher gehörten, und sollte einst eine wichtige Person im Staate werden, wie es manche Andere in jenen Zeiten geworden waren, wo die Gefahren des dreißigjährigen Krieges, Bauernaufruhr und trotzige Landherren, dem bedrängten Fürsten den Rath frommer gelehrter Männer sehr nöthig gemacht hatten. Meister Christoph sah seinen Sohn im Geiste schon, mit Kette und Kreuz geschmückt, in der Versammlung der Oesterreichischen Landstände oder am Hofe des Kaisers, weidete sich an der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, und verzichtete gern dafür auf die Freuden, einst Enkel auf seinem Schooße zu wiegen und sein Haus auf blühende Kinder in Friede und Eintracht zu vererben.

Rudolph indessen dachte nicht wie sein Vater. Von Kindheit an hatte es ihm das Herz aufgeregt, wenn die Nachbarn Abends in der Schenke, oder an der Tafel im Stifte durchziehende Krieger von den jetzigen Zeitläuften, von den Zügen der Schweden oder wohl gar vom Wallenstein erzählten, unter dessen Fahnen Manche von ihnen gedient. Dann wallte sein Blut heißer, er hing am Mund der Sprechenden, und in seinen Spielstunden wurden die

Gefechte, die er hatte beschreiben hören, unter seinen Kameraden dargestellt, über die er sich, ohne es zu wollen, eine Art von Uebermacht erworben hatte. Der Vater horchte wenig auf diese deutlich ausgesprochene Neigung seines Sohnes, und Rudolph mußte bei den Benedictinern bleiben, in deren Klosterzwang er sich wie im Kerker fühlte.

Aber der Knabe trat in die Jünglingsjahre, und das Gefühl fing an zu sprechen. Eine Frohnleichnams-Procession, bei welcher er, als der schönste und älteste der Klosterschüler, die schwere Fahne zu tragen, und an den ländlich geschmückten Altären am Ufer des See's während der Evangelien zu stehen hatte, zeigte ihm ein Bild, das auf einmal viele Räthsel seines Innern lös'te. Es traten aus dem Zuge sechs weiß gekleidete Mädchen, mit Blumenkränzen in den Locken und Blumenkörbchen in der Hand, hervor, sangen der heiligen Jungfrau einen Hymnus, und streuten die duftenden Kräuter des Mai's vor der Hochgebenedeiten hin. Die Eine, bei Weitem die schönste von allen, richtete unter dem Kranze weißer Narcissen, der die goldenen Locken schmückte, das unschuldsvolle blaue Auge auf ihn; der Blick drang in sein Herz, die Fahne entsank beinahe seinen Armen. Auch das Mädchen blieb wie gefesselt stehen, die Blumen einen Augenblick regungslos in der ausgestreckten Hand haltend; aber die Gespielen winkten, hastig streute sie ihre Spende vor dem Altar hin, und eilte, sich dem Zuge anzuschließen. Das Bild des Mädchens wich nicht mehr aus Rudolphs Seele, und trotz Schulstunden und strenger Aufsicht wußte er in wenigen Tagen sich Kunde von dem Mädchen zu verschaffen, zu erfahren, wer sie war, wo sie

lebte, und sie, freilich selten und nicht ohne Gefahr, zu sehen und zu sprechen. Hoch oben auf dem Berge, der sich links am See hinab zog, stand des Vaters einsame Hütte, in der er, arm und wenig geachtet, von seiner Hände mühsamen Arbeit und dem Ertrag eines kleinen Feldes lebte. Auf Umwegen über Felsen und Schlüchte, wo Niemand seine Spur ahnte, wußte Rudolph den Weg zu ihr zu finden, und Else hatte den schlanken Fahnenträger zu wohl in's Auge gefaßt, um ihn nicht wieder zu erkennen, als er das erstemal von dem Felsen hinter ihres Vaters Hütte niederkletternd, ihr überrascht, stumm und doch so beredt gegenüber stand.

Von dem an sahen sich die jungen Leute, so oft es möglich war, und diese Besuche hätten vollends den letzten Funken von Neigung zum Kloster ersticken müssen, wenn noch einer in Rudolphs Brust geglimmt hätte. Er erklärte sich bestimmt gegen seinen Vater, ohne gleichwohl des mächtigsten Hindernisses zu erwähnen, das ihm seinen frommen Beruf verleidete; aber was er schlau verborgen zu halten glaubte, hatten Mißgunst und Zufall doch verrathen. Der Vater entbrannte in heftigem Zorn, und drohte ihm mit seinem Fluch, wenn er auch nur einen Gedanken an die Betteldirne da oben im Walde nähren, oder es versuchen würde, den Absichten seines Vaters entgegen zu handeln. Von morgen an sollte er nicht blos zur Schule und Unterricht in's Stift gehen; Meister Christoph hatte es mit dem Abte besprochen, daß sein Sohn völlig in's Kloster aufgenommen, dort wohnen, schlafen, und ganz als ein Candidat desselben behandelt werden sollte.

In derselben Nacht war Rudolph verschwunden. Die [illegible]ung des ersten Augenblicks wich bei dem Vater

bald der Ueberzeugung, daß der Bursche nicht weit fort, und schon wieder zu finden seyn würde, wenn es ihm an Geld gebräche. Indeß wurde bei dem Hüttler im Walde, bei Verwandten in der Umgegend nachgesucht, wo man den Flüchtigen vermuthen konnte; es zeigte sich keine Spur, wohl aber erfuhr man, daß eben im nächsten Städtchen Werber gelegen hätten, die um großes Handgeld Leute für des Erzherzogs Leopold Wilhelms Schaaren zu gewinnen suchten, da die Gefahr vor dem Eindringen der Schweden in's Herz von Oesterreich täglich wuchs, und Banner und Torstensohn Böhmen verwüstend durchzogen. Wie eine Centnerlast fiel bei dieser Nachricht dem Vater die Erinnerung an Rudolphs Liebe zum Soldatenstande auf's Herz, und wirklich stand es nicht vier Wochen an, als ein reisender Handwerksbursche, aus Böhmen kommend, durch den Marktflecken zog, und fürchterliche Dinge von den Gräueln der Schweden erzählte, dem erschrokkenen Meister Christoph aber einen letzten Gruß und die Bitte um seinen väterlichen Segen von seinem Sohn Rudolph brachte, den er in Linz bereits in Montur auf einem schönen Pferde unter den Pappenheimischen Kürassieren auf dem Platz hatte halten sehen, wo der Oberst die Truppe musterte, und mit besonderm Wohlgefallen bei dem schön gewachsenen Rekruten verweilte.

Jetzt war es um Christophs Fassung geschehen. Bisher hatte der Gedanke, daß sein Verschwinden nichts als eine List gewesen sey, um den Vater nachgiebig zu machen, seinen Muth und seine Strenge aufrecht erhalten. Nun war das Unglück da, und nicht allein keine Rede mehr von den Würden des geistlichen Standes, sondern vielleicht in Kurzem von dem Leben seines Sohnes, der ja im

ersten Gefechte fallen konnte. Gern hätte der Vater jetzt s inen ehrgeizigen Hoffnungen entsagt, wenn er nur den Sohn wieder gehabt hätte; er ließ auch durch den Abt an den Obersten schreiben — aber das Regiment war bereits nach Böhmen aufgebrochen, und in dieser bedrängten Zeit keine Rede von Entlassung auch nur Eines Mannes.

Drei Jahre waren auf diese Art vergangen. Reisende Handwerker, Krämer, die die Jahrmärkte besuchten, brachten zuweilen Nachricht von dem Entfernten. Er hatte im Kloster schreiben gelernt, und benutzte diese Fertigkeit nun, dem Vater und seiner Else manches Zeichen seines Lebens, seiner warmen Erinnerung zu geben. Else, so schmerzlich ihr die Trennung war, so viel sie für den Geliebten zu zittern hatte, wußte ihn doch lieber unter den Pappenheimischen Reitern, als unter den geistlichen Herren; denn an seiner Treue zweifelte sie keinen Augenblick, und fühlte an ihrem Herzen, daß, wenn er das Leben aus dem Krieg zurückbrächte, so brächte er auch seine Liebe mit. Der Vater aber söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, den Sohn auf einer andern Bahn zu sehen, die ja doch auch zu Ehren und Würden führen könnte. Rudolph hatte sich nun ausgezeichnet, er war Wachtmeister geworden, man hatte in jenen Zeiten manches Beispiel, daß ein Kind unbekannter Eltern im Kriege ein glänzendes Glück gemacht, und ein vornehmer Herr geworden war. Sein Unwillen legte sich, und als der lange Krieg sich seinem Ende zu nahen schien, die Friedensunterhandlungen in Osnabrück angeknüpft waren, erkrankte Meister Christoph schwer, er fühlte, daß er nicht mehr aufkommen würde, ließ dem Sohn schreiben, der jetzt leicht Urlaub, und, wenn er wollte, auch seinen Abschied erhalten konnte, und

Rudolph flog an das Schmerzenslager des versöhnten Vaters, der eben noch lange genug lebte, um in des Sohnes Armen zu sterben, und ihm mit seinem Segen seine ganze beträchtliche Habe zu hinterlassen.

Nun dachte Rudolph nicht mehr daran, zu seinen Gefährten zurück zu kehren. Er hatte die Welt gesehen, er hatte sich Ehre erworben. Else hatte recht geglaubt; er brachte seine ganze Liebe und Treue mit aus dem Krieg, und hatte fortan keinen andern Wunsch, als sie recht bald in seines Vaters wohlgeordnetes Haus einzuführen.

Indeß hatte das Wiederkommen des reichen, schönen, jungen Mannes Aufsehen in der Nachbarschaft und mancherlei Wünsche und Hoffnungen erregt, und wie er den nächsten Sonntag in der knappen Reiterstracht, mit den kriegerischen Stiefeln, den hohen Hut, von dem die rothe Feder über die Schulter wallte, kühn in die Augen gedrückt, unter den Bauern am Brunnen vor der Kirche stand, um den Anfang des Gottesdienstes zu erwarten, da wandten sich die Augen aller Frauen und Mädchen nach der stattlichen Erscheinung. Man bemerkte seinen schönen Wuchs, wie gut ihm das Soldatenkleid stand, wie er sich ganz anders in den drei Jahren ausgebildet habe, wie treu und freundlich, trotz des kriegerischen Aussehens, die blauen Augen unter dem dunklen Hut und den vollen gelben Locken hervorblickten; man berechnete, wie reich der Vater war, wie schön und wohlversehen das Haus und die Sensenschmiede sey, und Rudolph war von dem Augenblicke an der Gegenstand vielfältiger Bemühungen, die aber alle ganz spurlos an seinem treuen Sinne abglitten. Vor Allen hatte Gertrud, des Pflegers einzige Tochter, den Eindruck allzuwohl bewahrt, den sein

Anblick am Brunnen auf sie gemacht, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr, dem vornehmsten und reichsten Mädchen im Orte, glücken würde, auch den bedeutendsten Freier zu gewinnen. Nichts, was zu diesem Zwecke führen konnte — freundliche Einladungen und Auszeichnung, schimmernde Aussichten in die Zukunft, wenn der Pfleger, ein mächtiger Mann in seinem Wirkungskreise, sich für den Ehrgeiz des künftigen Schwiegersohns verwenden wollte, Erkundigungen und endlich unmittelbare Anträge — wurde gespart; aber Rudolph blieb immer gleich ungerührt, bis man zuletzt nicht ohne heftigen Unmuth inne ward, daß dies anscheinend kalte Herz schon längst von einer stillen Flamme erfüllt, und, nur zu warm, von keiner Zeit, keiner Trennung zerstört, seine treue Liebe für ein armes unbekanntes Mädchen bewahrt habe. Jetzt versuchte man es, durch Verläumdungen und Verlockungen die liebenden Herzen zu trennen. Else erfuhr tausenderlei Verdruß, Rudolph wurde von allen Seiten mit den nachtheiligsten Berichten von seiner Erwählten gereizt, und Elsens Vater durch Drohungen geschreckt. Aber Alles fruchtete nichts. Rudolph ging still seinen Weg fort, empfand von dem Allen nur die Kränkungen, die Else fühlen mußte, erhielt nach mancher Verzögerung ihres Vaters Einwilligung, und sah sich endlich am Ziele seiner Wünsche.

Nun saßen sie beisammen am Ufer des See's im neu beschatteten Erlengebüsch, versenkt in selige Gespräche, die nur zuweilen ausdrucksvolle Seufzer und wortlose Entzückungen unterbrachen. Die Dämmerung hatte indeß der Nacht Platz gemacht. Der Glühwurm fing an durch's Dunkel zu leuchten, und drüben hinterm Wald blickte

düster und bleich die schmale Sichel des Neulichts durch die Wipfel des Tannenwalds auf der Felsenwand, d e steil vom See in die Lüfte empor stieg. Hier und da raschelte eine Eidechse oder ein Laubfrosch durch's Gras, und das Nachtgevögel fing an, aus den Büschen aufzuflattern. Else fuhr ein Paarmal zusammen, es ward ihr unheimlich zu Muthe, und fester schmiegte sie sich an die Seite ihres Bräutigams. Er lächelte ihrer Furcht, und suchte sie zu zerstreuen; aber Else wurde mit jedem Augenblick ängstlicher, allerlei Erzählungen von zauberischen Wesen, die in diesen Stunden der beginnenden Nacht unheimlich zu walten pflegen, von der Macht, die sie durch verborgene Künste über Menschen, Thiere, Wolken und Wellen auszuüben vermögen, fielen ihr ein, und sie vermochte, selbst in Rudolphs beruhigender Nähe, nicht, ihrem innern Grauen zu gebieten. In dem Augenblicke schallten leise Fußtritte durch die Finsterniß. Sie näherten sich. Else zitterte, Rudolph horchte; es kam etwas durch die Nacht geschritten. Er sprang auf und trat, Elsen im Arm haltend, dem Kommenden entgegen. Es schien eine verhüllte Weibsgestalt, die den Waldpfad vom Berge herab kam. Wer da? rief Rudolph: Wer geht hier? Die Gestalt stieß einen dumpfen Schrei aus, und flog mit schnellen Schritten dem Walde zu.

Else war so erschrocken, daß sie lange nicht zu sprechen vermochte. In ihrem Sinn war die Verhüllte nichts anders als eine Hexe, die oben auf der Bergwiese, wo das Steinrund liegt, und wo bei Nacht die Elfen tanzen, daß man die Spur ihrer Ringe am Morgen im Grase sieht, gewesen war, und nun in irgend einem Zauberwerk, im Kräutersuchen oder Beschwören, wozu Einsamkeit und

Schweigen erfordert wird, durch Rudolphs Anrede gestört und vielleicht in große Noth gebracht worden sey, die sie ihnen entgelten lassen würde. Vergebens redete ihr Rudolph zu; vergebens glaubte er an Wuchs und Stimme die Pflegerstochter erkannt zu haben, und sagte es Elsen. Was sollte die reiche vornehme Jungfer in so später Nacht hier thun? Wo käme sie denn so allein her? Else fürchtete den Zorn der gereizten Hexe, und es dünkte sie nicht unmöglich, daß solche Personen auch wohl, um Andere zu äffen und irre zu führen, fremde Gestalten und Stimmen annehmen könnten.

Während dieser Reden hatte Rudolph sein zagendes Mädchen nach Hause geführt, und dachte des nächtlichen Abenteuers weiter nicht mehr. Auf Elsen hatte es einen tieferen Eindruck gemacht, und sie vermochte lange nicht, die unheimliche Begegnung zu vergessen. Aber am schmerzlichsten hatte sie auf jene gewirkt, welche die Ursache all' dieses Schreckens war, auf Gertrud selbst; denn sie war es wirklich gewesen, die in der Sonntagsnacht vom Walde herab kam, und Rudolph hatte sie nur zu wohl erkannt. Es war nicht das erste Mal, daß sie bei aufgehendem Monde, verhüllt und verstohlen, diesen Weg zurück gelegt hatte; und ganz hatten auch Elsen ihre Vermuthungen nicht getäuscht. Nach dem Bilde des Dichters von dem verwundeten Hirsch, der, den tödtlichen Pfeil in der Seite tragend, rastlos durch Feld und Wald eilt, und immer nur die brennende Verletzung fühlt, hatte eine heftige Leidenschaft Gertrud umhergetrieben, seit sie Rudolph das erste Mal gesehen. Es brauchte lange, bis sie erkannte, mit welchen Hindernissen sie in diesem Herzen zu kämpfen habe, und als sie es endlich ein-

sich, war ihre Neigung schon zu sehr erwachsen, um sie noch mit Erfolg bestreiten zu können. Auch fehlte es Gertrud hierzu an Willen, an Ergebung, an frommem Sinn. Wohl aber versuchte sie durch den Einfluß ihres Vaters und sonst noch auf jede Art, jenes ihr verhaßte Band zu trennen, und endlich, als auch diese Versuche mißlangen, nahm sie ihre Zuflucht zu geheimen Künsten. Es lebte manches Weib in der Nähe, der man mehr als gewöhnliche Wissenschaft zutraute, und manche Geschichten wurden erzählt, manches begab sich, das nicht im Laufe der Natur gelegen haben konnte. Eine solche Trösterin und Rathgeberin hatte Gertrud gewünscht und auch bald gefunden, und vieles war versucht worden, dessen Gefahr nur Rudolphs und Elsens gottergebener Sinn von ihnen abgewendet hatte.

So fruchtlos alle diese Bestrebungen blieben, so waren sie doch nicht im Stande, Gertrud von einer hoffnungslosen Leidenschaft zu heilen, und sie erschrak, wie vor einem nie zu ahnenden Unglück, als heute Morgens der Pfarrer nach der Predigt die Brautpaare verkündete, und Rudolph und Else genannt wurden. Ihre Nachbarin mußte sie halb ohnmächtig aus der Kirche führen. Das erregte Aufsehen. Viele wußten es wohl zu deuten; denn was Gertrud und ihre Eltern sich in dieser Sache versprochen und erlaubt, war bekannt geworden, und als das Hochamt zu Ende war, und die Gemeinde noch am Brunnen auf dem Kirchenplatz verweilte, wurde Rudolphs nahe Heirath, Elsens Glück und der stolzen Gertrud Ohnmacht von allen Seiten beurtheilt und besprochen. Unbesonnene Nachbarinnen ermangelten nicht, der Frau Pflegerin und ihrer Tochter Alles, was am Brunnen geredet

worden war, zu hinterbringen, und Gertrud sah sich, nebst dem Schmerz über den letzten verschwundenen Hoffnungsstrahl, auch noch dem allgemeinen Gerede und Gespötte preisgegeben.

Mit verzweifelndem Herzen erwartete sie das Sinken des Tages, um in dieser höchsten Noth bei ihrer Vertrauten Rath zu suchen. Vermummt und unbemerkt war sie mit der Dämmerung aus dem Hinterpförtchen des Hauses geschlichen, hatte eben so ungesehen die Hütte in der Felsenschlucht erreicht, und mit aller Heftigkeit ihres Gefühls augenblickliche Hülfe gefordert, wenn nicht Alles verloren seyn sollte. Gelassen und grinsend wies die Alte sie zur Geduld, sagte ihr, daß sie jetzt an einem Werke arbeite, das ihren Wünschen sicher entsprechen würde, indem alle Stellungen der Gestirne, über die Stunde, wo das geheimnißvolle Gebräu begonnen, günstig gestanden hätten, und daß sie an einem Gelingen nicht zweifele; nur fordere sie sieben Haare von Gertrudens Haupt. Wie willig verstand sich diese dazu! Auf einem kleinen Schemel niedersitzend bot sie den dürren Fingern der Alten ihr dunkles Gelocke; aber ein stechender Schmerz durchfuhr sie bei dem ersten Haar, das jene auszog. Erschrocken sprang Gertrud vom Schemel auf, die Alte drückte sie gewaltsam nieder, und ihr höhnisches Lachen begleitete den noch sechsmal wiederholten empfindlichen Stich. Dann führte sie die betäubte Gertrud vor die Thür, schloß diese hinter ihr, und rief ihr nur noch zu, wenn der Mond voll werde, wieder zu kommen, aber nicht eher.

Noch eine ganze Weile stand Gertrud vor der geschlossenen Thür. Ihr Haupt schmerzte sie heftig, und ein unnennbares Grausen, wie sie es noch nie gefühlt, wenn sie

hier gewesen, hatte sich ihrer bemächtigt. Es war indeß finster geworden. Alles schien ihr verändert, düster starrten sie die Felsenzacken an, wie sie in die dunkle Luft emporstiegen, ein unheimliches Gebrause ging durch den Wald, der See schlug dumpf und ächzend an's Ufer. Von innerer Angst getrieben, eilte sie an den Büschen des Gestades hin, Fledermäuse schwirrten pfeifend vor ihr auf, jedes rauschende Blatt machte ihr bange, und in dem dämmernden Dickicht, durch welches ihr Weg sie führte, bildete der schief einfallende bleiche Mondesstrahl ihr furchtbare Gestalten. Jetzt, dort in dem Busche am Ufer, regte sich's; sie hörte flistern, es hob sich lange und furchtbar empor, es trat ihr entgegen, und Rudolphs Stimme, des heftig Gewünschten, des so schmerzlich Verlornen, traf ihr Herz. Er war es, seine Else im Arm. Schrekken und Jammer preßten ihr einen dumpfen Schrei aus, und sie eilte mit schnellen Schritten dem Walde zu.

Mit welcher Ungeduld erwartete die Gepeinigte den Tag des Vollmondes; indeß das glückliche Brautpaar jeden Morgen mit gleich stiller Freude aufsteigen sah, weil er ihnen neues Glück brachte, und jeden Abend mit Lust berechnete, daß sie nun um einen Tag dem Ziel ihrer Wünsche wieder näher gekommen. Endlich kam der bestimmte Abend. Es war wolkicht und stürmisch. In dunkles verhüllendes Gewand vermummt, eilte Gertrud auf den einsamsten Wegen den See entlang und schlüpfte in die Hütte. Die Alte hatte sie erwartet; kein Licht, als das des Mondes, über welches der Wind die Wolkenschatten jagte, erhellte in schnellem Wechsel den unfreundlich finstern Raum. Hinten, wo die Hütte am rauhen Felsen lehnte, schloß ein Pförtchen die geheimnißvolle

Höhle, in der die Alte ihre Tränke und Zauber bereitete, während in der vordern Stube Alles von gewöhnlicher Armuth und allgemeinem Gebrauch zeugte. Gertrud sah die Alte an, und eine Art Grausen befiel sie; denn es dünkte sie, sie habe heut ein ganz anders Gesicht wie sonst. Ihre Mienen mochten die Stimmung ihres Gemüthes verrathen haben. Die Alte grinste sie furchtbar an; Gertrud wagte keinen Laut, sie gebot ihren Blicken, und folgte der Führerin zu dem Pförtchen. Jene öffnete und trat in die niedere finstere Höhle, in der für jetzt nur ein mäßig großer Kessel auf verglühenden Kohlen zu sehen war. Die Alte holte Feuer, Zange und Blasebalg, sie schürte, sie fachte die Lohe an, Gertrude wollte ebenfalls hinein treten, und ihr helfen; sie stieß sie zurück, indem sie ausrief: Thörin! Es ist dein Tod! Bleib draußen!

Zitternd blieb Gertrud unter der Thüre stehen. Der Kessel fing an zu wallen, ein betäubender Dampf stieg in die Höhe, das Gesicht der Alten wurde im Schein des flammenden Feuers immer fremder, immer gräßlicher; Gertrud wagte nicht mehr sie anzusehen. Jetzt erhob sich der Rauch in dicken Wolken über dem Gefäß und füllte die ganze Höhle an. Blick hin! rief die Alte, und wies mit der dürren Hand an die gegenüber stehende Wand. Der Rauch wallte auf und ab, und ballte und zog sich von einer Seite auf die andere. Endlich war der Mittelpunkt frei. Eine wohl eingerichtete Stube erschien; in ihr saß an einem Tische ein Mann, beschäftigt, eine Flinte zu putzen. Es war Rudolph! Nicht sein Bild, er selbst, wie er leibte und lebte. Ein größeres Kind spielte am Boden, ein kleineres schlief in der Wiege am Ofen. Jetzt ging die Thüre auf. Eine Frauengestalt trat herein, und Gertrud

erblickte mit Entsetzen sich selbst, wie in einem Spiegel. Die Frau ging zu Rudolph hin, sie grüßten sich mit unverkennbarer Zärtlichkeit; dann setzte sich die Gertrud des Bildes hin, nahm das Kind aus der Wiege, legte es an ihren Busen, und der Vater sah mit Lust und Rührung auf seine Lieben hinüber. Gertruds Herz schlug hoch, ihr Blick flammte. Sie war es! Rudolphs Weib. Ihre Kinder die Seinigen! Ein Ausruf der Freude entfuhr ihren Lippen, mit gräßlichem Gepolter verschwand Alles vor ihren Augen. Die Alte riß sie gewaltsam mit sich aus der Thüre, die krachend hinter ihnen zuschlug, und ergoß sich nun in Scheltworten über ihr unzeitiges Geschrei. Aber Gertrud ließ die Alte keifen, und fragte nur: Und wird es so seyn? Werd' ich sein Weib werden?

Du hast es gesehen! Jetzt frage nicht mehr! Und damit schob sie sie aus der Stube, und verbot ihr sobald nicht wieder zu erscheinen. Gertrud verlangte es nicht. Hatte sie doch gesehen, was der Zielpunkt aller ihrer heftigen Wünsche war, sich als Rudolphs Weib. Wie träumend kam sie zu Hause an. Rudolph sollte ihr gehören, sie lieben, und sie ein Glück erreichen, dessen Größe ihr nun selbst schwindelnd vorkam! Bald indeß fand sie sich darein. Sie begriff zwar nicht recht, wie es zugehen sollte, da seine Hochzeit mit Elsen ganz nahe war, und sich nirgends ein Hinderniß, ja nur eine Ursache zur Verzögerung zeigte; aber sie vertraute auf das, was sie bei der Hexe gesehen, endlich auf ihre Vorzüge und Rudolphs gesunden Verstand, der ihn vielleicht doch noch, ehe es zu spät war, den Mißgriff seiner Wahl einsehen machen würde. In diesem Vertrauen harrte sie jeden Tag mit heftiger Spannung auf jede Neuigkeit, auf jedes Wort, das

sie von Andern oder im Hause reden hörte, indem sie keineswegs zweifelte, es möchte sich etwas zutragen, welches ihren Hoffnungen entsprechen, und Rudolphs verhaßte Heirath zerstören sollte. Aber Tag für Tag verging, ohne daß jenes Ereigniß eintrat. Gertruds innere Bewegung stieg auf's höchste. Ungeachtet des strengen Verbotes war sie schon zweimal an der Hütte in der Felsenschlucht gewesen; aber sie fand die Thüre fest verschlossen, und, ob die Alte wirklich abwesend war, oder nur nicht öffnen wollte, blieb ihr ein Räthsel. Endlich fehlten nur mehr zwei Tage an der bestimmten Frist, und da sich statt jener Nachricht, welche Gertrud mit banger Spannung erwartete, vielmehr die Kunde verbreitete, vorübergehende Jägerbursche hätten die Hütte der Alten im Walde offen stehend, leer, und sie selbst nirgends gefunden, entwickelte sich mit dem Gefühl getäuschter Hoffnung und bitterer Beschämung die Ueberzeugung in Gertrud, daß die Alte sie betrogen und einen schändlichen Gebrauch von ihrer Leichtgläubigkeit gemacht habe. Mit Hast ergriff sie daher das Anerbieten einer Verwandten, die den folgenden Tag nach der nächsten Stadt abzureisen gedachte, wo eine Schwester von Gertruds Mutter lebte, um nur nicht zu allen ihren vorigen Schmerzen auch noch die Demüthigung und die Pein zu erleben, an dem Tage der Hochzeit gegenwärtig seyn zu müssen.

So setzte sie sich denn mit ihrer Verwandten in ihr Wägelchen, blickte unter heißen Thränen des Zornes und des Schmerzens noch einmal vom Ende des See's auf den Markt und die Waldgebirge zurück, wo da links hinüber der dicke Rauch aus der Sensenschmiede emporwallte, und das Haus stand, in welchem bald eine andere

als sie schalten, und des höchsten Glückes dieser Erde, der Liebe des schönsten Mannes, sich erfreuen sollte. Sie verwünschte die Hexe, die sie mit falschen Hoffnungen geäfft hatte, und langte in tiefer Betrübniß bei ihrer Muhme an.

Es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht von Rudolphs Hochzeitsfeste, von der kostbaren Mahlzeit, von dem prächtigen Hochamte in der Stiftskirche, wie stattlich und blendend der Bräutigam in seiner Reiterstracht (denn noch hatte er den angesuchten Abschied nicht erhalten), wie wunderschön und dabei so demüthig die Braut in ihrem köstlichen Putz ausgesehen, nach dem Städtchen. Man hörte erzählen, daß Rudolph am folgenden Tage zwanzig Arme gespeiset, bei der Tafel ihnen sammt seiner jungen Frau aufgewartet, die sich ungemein hold dabei benommen, und er sie alle mit Kleidungsstücken und einem Zehrpfennig beschenkt habe, und Gertrud konnte den giftigen Pfeilen, die sie auch hierher verfolgten, nicht ausweichen. Ihr Herz war zermalmt, ihr Stolz auf's grausamste verletzt, und nichts blieb in ihrer wunden Brust, als eine unzerstörbare Leidenschaft für den Verlorenen.

Indessen schien sich ihr, wenigstens von einer Seite, eine Art Trost anzubieten. Ein reicher Hammermeister, der sein Werk aufgegeben hatte, und von seinem ansehnlichen Vermögen in Ruhe lebte, kam oft in das Haus von Gertruds Verwandten; er sah sie, und fand, daß sie, trotz ihrer schon verblühenden Jugend und einem Zug von Hohn und Stolz in ihren Mienen, noch für ein ganz hübsches Mädchen gelten konnte. Gerade ihr Stolz, ihr entschiedenes Betragen, gefiel dem eitlen Mann, und

daß sie des angesehenen Pflegers Tochter und reich war, schmeichelte andern Neigungen seines Herzens. Er ließ ihr durch die Muhme einen Antrag machen. Sie überlegte. Der Mann war bejahrt, von unangenehmer Gestalt, und wohnte weit von hier in den Bergen, das war nicht nach ihrem Sinne; aber der Gedanke, heirathen, und dem Stolzen, der sie einer Betteldirne aufgeopfert, zeigen zu können, daß sie eine noch weit glänzendere Partie hatte finden können, bestimmte sie, den Antrag anzunehmen. Nur mußte ihr Triumph vollkommen seyn, und deßwegen ihrem Freier die unerläßliche Bedingung gesetzt werden, daß er seine einsame Besitzung verlassen, und sich in Gertruds Geburtsort mit ihr ansiedeln müsse. Der Wunsch, in der Nähe ihrer Eltern zu leben, galt zum scheinbarsten Vorwande; was am tiefsten dabei im Grunde ihres Herzens lag, gestand sie sich vielleicht selbst nicht ein. Sie wollte jetzt nur den Mann, der sie ausgeschlagen, demüthigen, und die verhaßte Nebenbuhlerin verdunkeln. Alles erstaunte daher, als nach Verlauf einiger Wochen die Pflegerstochter als Gemahlin des allbekannten reichen Hammermeisters in ihr väterliches Wohnort zurückkehrte, und bald das schönste Haus im Markte, die kostbarste Einrichtung und die prächtigsten Kleider besaß. Alles beschwatzte diese Neuigkeit, zerbrach sich die Köpfe über den schnellen Entschluß, bespöttelte oder lobpries ihn, je nachdem eines Jeden Sinn gestellt war; nur diejenigen, auf welche der Streich eigentlich geführt war, die, deren Kränkung der eigentliche Zweck dieses Schrittes gewesen, nur Rudolph und Else bekümmerten sich nicht darum. In der Einsamkeit ihres abgelegenen Hauses, von dem Treiben und Reden der Nachbarn geschieden, mit der

Einrichtung einer neu angefangenen Wirthschaft beschäftigt, durch ihre gegenseitige Liebe vollgenügend beglückt, fragten sie wenig nach der übrigen Welt, und man hatte im Flecken schon bald aufgehört, von der großen Neuigkeit zu sprechen, als Else erst am Sonntage in der Kirche Gertruds Heirath vernahm, und sich herzlich darüber gefreut haben würde, wenn der neue Ehemann, den man ihr zeigte, ihr nicht gar zu alt und häßlich vorgekommen wäre. Bei'm zu Hause Kommen erzählte sie es ihrem Manne, das Ereigni; wurde eine Weile besprochen, und am Abend, als sie Hand in Hand vor der Hausthüre saßen, die untergehende Sonne eine glühende Brücke über den See schlug, die Stille des sinkenden Tages, die Schönheit der Natur um sie her, das fromme Glück ihrer eigenen Herzen sie zum innigen Dank gegen Gott aufforderte, hatten sie Gertrud und ihre Heirath rein vergessen.

Aber Gertrud konnte Rudolph nicht vergessen. Zwar lebte sie dem Anschein nach in glänzenden Umständen, ihr Haus war eines der vornehmsten im Orte, ihr Tisch am besten besetzt, und von jedem Jahrmarkt brachte der gefällige Ehemann ihr schöne Stoffe, köstliches Geschmeide, oder zierliches Geräthe mit nach Hause. Dennoch nagte die Natter des Neides und des heimlichen Verlangens an ihrem Herzen. So oft sie Rudolph in der Kirche oder bei einem Schmause erblickte, fühlte sie ihr Innerstes erschüttert, jedesmal brannte dann die Stelle ihres Kopfes, von wel:her die Alte ihr voriges Jahr die Haare genommen, mit unsäglichem Schmerz; sie welkte in ungestillter Sehnsucht langsam hin, und als jetzt die Geburt eines Knaben das Glück des jungen Ehepaars in der Sensenschmiede vollkommen machte, da riß es, wie mit

brennenden Hacken, an ihrem Herzen, und sie wußte sich ihres Jammers kein Ende. Gerade um diese Zeit ließ sich, wie man sagte, die Alte in der Hütte der Felsenschlucht wieder sehen. Jägerbursche, die durch den Wald streiften, wollten sie erblickt haben; denn von jeher zeigte das Geheimnißvolle der Natur sich am ersten dem mit ihr vertrautern Weidmann. Später brachten auch Holzknechte Nachricht von der Anwesenheit der Hexe, und wie man Spuren ihres verborgenen nächtlichen Treibens in dem Steinrund oder auf der Waldwiese gefunden habe. Gertrud sammelte alle diese Kunden in ihrem Herzen; es erwachte eine heftige Lust in ihr, die furchtbare Alte zu besuchen, nur um sie wegen ihres lügenhaften Zauberspiels zur Rede zu stellen. Eine Weile kämpften bessere Regungen und die Erinnerung des ersten Betrugs mit diesem Wunsch, zuletzt siegte dieser. Gertrud besuchte die Alte, sie fand die Thür nicht mehr verschlossen, sie ging von da an öfters hin, und Alles an ihr und um sie fing an sich nach und nach anders zu gestalten.

Ihre ungleichen Launen, die reizbare Heftigkeit, welche sie ihrem Mann und allen ihren Hausgenossen oft unerträglich machte, verloren sich allmählig, sie wurde freundlicher mit Allen, sie nahm gegen ihren Mann ein beinahe schmeichlerisches Wesen an, sie zeigte sich munter in der Gesellschaft, eifrig im Haushalte, und eine innere Sicherheit schien sie über alle äußern Vorfälle zu erheben und zu beruhigen. Mit ungezwungener Leichtigkeit suchte sie nun nähere Bekanntschaft in der Sensenschmiede, sie machte Elsen ein Paarmal freundlich in der Kirche Platz, sie sprach einige Worte mit ihr, ein gefälliges Betragen stellte sich zwischen ihnen her, aus einzelnen Worten wur=

den längere Gespräche vor der Kirchthüre und bei'm Nachhausegehen; die Hammermeisterin bewies Elsen eine unverkennbare Zuneigung, und Elsens Herz war nicht fähig, früherer Beleidigungen zu gedenken, wo sie Reue oder Willen zu vergüten zu sehen glaubte. Sie erwiederte Wohlwollen mit Wohlwollen, und es machte sich endlich eines Sonntags, daß die Hammermeisterin, die schon oft von der schönen Lage der Sensenschmiede geredet hatte, Elsen geradezu nach Hause begleitete.

Der erste Besuch war kurz, ihm folgten mehrere und längere. Auch Else kam zuweilen herüber, nur viel seltner; denn zu Hause war Rudolph, ihr Kind, und folglich ihre Welt. Auch hatte Rudolph sie anfänglich vor einer zu genauen Bekanntschaft mit einer Person gewarnt, die ihr einst so viel übeln Willen bewiesen hatte. Das würde allein hinreichend gewesen seyn, Elsen von jeder weitern Annäherung abzuhalten, denn ihres Mannes Wunsch war ihr Gesetz; aber Rudolph mußte selbst nach und nach seinem frühern Argwohn entsagen; die Hammermeisterin war höflich mit ihm, freundlich mit Else, ohne jene Uebertreibung, welche auf Absichten schließen läßt. Der Ruf erzählte, daß ihr häusliches Verhältniß viel anständiger sey, als im Anfange ihrer Ehe, und Rudolphs Herzen lag der Glaube an menschliche Güte, an Rückkehr vom Bösen so nahe, daß auch er endlich seinen heimlichen Widerwillen gegen Gertrud fahren ließ, und nichts mehr dawider hatte, wenn die Frauen sich öfters sahen.

Nur ein einziger Umstand nährte zuweilen den alten Verdacht, oder weckte ihn für kurze Zeit aus seinem Schlummer. Das war die dunkle Vermuthung, welche

hin und wieder unter den Bewohnern des Ortes sich regte, als pflege Gertrud einen geheimen Umgang mit der Altenkin der Felsenhütte, welche die ganze Gegend eine Hexe schalt. Doch auch diese Gerüchte waren so wenig bestätigt, Gertruds Benehmen zeigte so wenig Spuren eines solchen Sinnes, daß auch diese Gedanken keine bleibende Festigkeit erhalten konnten, und der Umgang der beiden Frauen um so ungestörter war, da die Hammermeisterin am liebsten jene Stunden oder Tage zu ihren Besuchen wählte, wo sie den Sensenschmied nicht zu Hause wußte. Diese Beobachtung trug nicht wenig bei, auch Elsens Herz über jede eifersüchtige Regung gegen die noch immer hübsche und einst so gefürchtete Nebenbuhlerin zu beruhigen.

Gegen den Frühling mußte Rudolph eine etwas längere Reise unternehmen. Else dachte mit Schmerz an die bevorstehende Trennung; Gertrud baute eine sichere Hoffnung darauf, und so blieb, was auch in ihrem Herzen bei dem Gedanken an Rudolphs Entfernung sich regen mochte, ihre Haltung äußerlich ruhig.

Rudolph war nun abgereiset; vor dem Anfang des Mai war seine Rückkehr nicht zu erwarten. Else fühlte sich recht verlassen, und selbst Gertrudens Gesellschaft vermochte wenig über ihre Sehnsucht. Diese kam jetzt desto fleißiger, um die Einsame, wie sie sagte, zu trösten. Die Spinnabende hatten mit der beginnenden Feldarbeit aufgehört, die Frauen waren sehr oft allein, und Else, die für ihr Leben gern wunderbare Geschichten, und schauerliche Ereignisse hörte, fand sich am besten zerstreut, wenn ihre Freundin solche Gegenstände auf die Bahn brachte; und das that sie, wie es schien, sehr gern. Es kam

allerlei zur Sprache, und nachdem das Kapitel der Geistererscheinungen, der Ahnungen, der deutsamen Träume erschöpft war, erzählte Gertrud ihrer Freundin Mancherlei, was eine neue Welt vor ihren Blicken eröffnete, nämlich: von Menschen, die sich unsichtbar zu machen, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten zu seyn vermöchten, von der Wissenschaft, Abwesende deutlich und klar vor sich erscheinen zu machen, ihnen, trotz großer Entfernungen, Liebes oder Leides nach Gefallen zuzufügen; zukünftige oder auch gegenwärtige, wiewohl weit entlegene Dinge zu erforschen; von der Macht, in undenkbar schneller Zeit einen verhältnißmäßig ungeheuren Raum zurückzulegen, Verstorbene zu rufen u. s. w. Wie mit großer Vorsicht, und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, theilte sie ihr einige solche Erfahrungen, von denen sie bei ihrem letzten Aufenthalt in der Stadt gehört, mit, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Mutterschwester, bei der sie damals gelebt, selbst in mehreren solchen Künsten erfahren gewesen sey, und ihrer Nichte erstaunenswürdige Proben ihrer Wissenschaft habe sehen lassen. Elsens Neugierde war auf's höchste gespannt. Unzählige Fragen drängten sich in ihrem Geiste, und indeß ein Schauer nach dem andern sie überrieselte, forschte sie immer weiter, und hing wie bezaubert an den Lippen der kunstvollen Erzählerin.

Gertrud hatte richtig berechnet. Elsens Vorwitz, ja, ihre brennende Begierde nach solchen Dingen war aufgereizt, besonders da nach und nach Gertrud sich manchen Wink entfallen ließ, es sey nicht unmöglich, ähnliche Dinge einmal zu sehen, oder Zeuge davon zu seyn, wenn man auch, wovor Else schon bei dem fernsten Gedanken

zurück schauderte, nicht den geringsten Antheil selbst daran nähme.

Ist es möglich? rief Else erstaunt. — Warum nicht? erwiederte Gertrud: Es gibt Verwahrungsmittel, Vorkehrungen, die zu treffen sind, es werden den übernatürlichen Mächten gewisse, unüberschreitbare Schranken gesetzt. Vorsichtig muß man freilich seyn, sich von keinem Vorwitz, auch von keinem unzeitigen Schreck hinreißen lassen, die bestimmten Grenzen zu übertreten, oder zu sprechen, wo das tiefste Schweigen geboten ist. Uebrigens kann dann nichts geschehen, und wie Ihr mich da seht, frisch und gesund, und so eine gute Christin als Ihr seyd, bin ich schon mehr als einmal Zeugin solcher wunderbaren Dinge gewesen, und habe Sachen gesehen, Sachen, deren Wiedererzählung Euch ein Mährchen bedünken würde.

Das waren neue Funken in Elsens Geist geworfen. Bunte wunderbare Bilder wogten vor ihrer Seele auf und ab; was sie oft und jederzeit mit der lebhaftesten Anregung gehört, und als unglaublich, als ihr wenigstens auf immer unzugänglich, betrachtet hatte, trat nun als wirklich, als erreichbar vor sie hin, und zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Gar zu gern hätte sie auch so etwas gesehen, und ohne diesen Wunsch deutlich auszusprechen, wovon eine geheime Scheu sie immer zurückhielt, zeigten die kleinen Künste, mit welchen sie jedesmal, so oft sie sich mit Gertrud allein befand, das Gespräch auf diese Gegenstände zu lenken wußte, wie alle Kräfte ihrer Seele sich nach und nach dahin wandten.

Gertrud that das Ihrige, um diese Gluth zur hellen Flamme aufzufachen. Sie ließ ihre Freundin errathen,

daß sie mehr als bloße Zuschauerin bei jenen Mysterien gewesen sey, daß auch ihr manche Sprüche, manche Vorschriften, wie man sich der natürlichen Kräfte zu übernatürlichen Zwecken bedienen könne, nicht unbekannt seyen, und obwohl eine Art von scheuer Entfremdung vor ihrer zauberhaften Freundin, Else im ersten Augenblick nach dieser Eröffnung ergriff, so wirkte doch die Bemerkung, daß ja Gertruds Ruf und Leben untadelhaft, ihre Wirthschaft gesegnet, ihr Christenthum von Niemand bezweifelt sey, nach und nach dahin, jenes scheue Gefühl zum Theil zu überwinden. Sie setzte nicht allein ihren Umgang eifrig fort, sondern sie ließ sich immer mehr und mehr in jene Schlingen verstricken.

So war der halbe März und fast der ganze Aprilmonat vergangen. Rudolph wurde binnen zehn, zwölf Tagen zurück erwartet; Elsens Herz schlug höher in freudiger Erwartung des geliebten Gemahls, des Vaters ihres Säuglings, und auch in Gertruds Brust regten sich Gefühle gewaltigerer kühnerer Art bei dem Gedanken, daß sie ihn bald und unter ganz andern beseligenderen Verhältnissen wieder sehen werde, daß aber nun auch, was zu geschehen habe, schnell und kräftig gethan werden müsse. An einem milden Abend in den letzten Tagen des Aprils, saßen die Frauen vor der Thüre der Sensenschmiede beisammen. Rudolphs nahe Zurückkunft, allerlei Vorbereitungen hatten bisher den frohen Gegenstand von Elsens Gesprächen mit ihrer Vertrauten ausgemacht. Aber jetzt fing es an zu dämmern, die Farben verblaßten, die entferntern Gegenstände verloren sich in undeutliche Massen, und schon strahlten helle Sterne aus dem Mühlbache wieder, der hinter dem Hause mit Getöse von den Rädern

stürzend, hier mit beruhigten Fluthen dem See zuströmte. In den dichten Gebüschen an seinem Ufer, in dem Wald auf der Berglehne war es tiefe Nacht; Leuchtkäfer schwebten mit stillem grünlichen Lichte durch das Dunkel, kreisten vor den Frauen herum, und Gertrud schien ihr Spiel mit bedeutendem Ernst zu betrachten. Einzelne Worte, die ihr gleichsam entschlüpften, bestätigten dies. Es fiel Elsen auf, und die gewohnte Gedankenreihe knüpfte sich an die seltsame Beobachtung, als plötzlich ein heller Feuerball aus dem Gesträuch von der Bergseite herausfuhr, und an Gertrud vorüber fliegend, zischend im Mühlbach erlosch. Es ist gut! sagte diese ruhig: Ich werde kommen.

Else sprang auf, und starrte aus der Entfernung ihre Gesellschafterin an. Was war das? rief sie endlich, schlug ein Kreuz, und wagte es nicht, näher zu Gertrud zu treten. Närrisches Weib! erwiederte diese höchst gelassen: Was wird's seyn! Sie laden mich ein auf den ersten Mai.

In der Walpurgis-Nacht? rief Else mit noch größerem Schrecken: Und Ihr werdet gehen?

Anders kann ich wohl nicht. Es hat so seine eigene Bewandtniß mit solchen Einladungen, und ohne Gefahr können sie nicht abgeschlagen, so wie nicht ohne großen Nutzen angenommen werden.

Ihr wollt auf den Blocksberg reisen? Gertrud! Um Gottes willen — wo der Satan Hof hält, wo die Teufel —

Lächelnd schüttelte diese das Haupt. Welche alberne Vorstellungen! antwortete sie: Man merket wohl, daß Ihr das vom Hörensagen, aus unwissender und einfältiger Leute Mund habet. Es ist nicht so fürchterlich und

nicht so verderblich, wie Ihr meint, das kann ich euch versichern.

Waret Ihr denn schon dort?

Einmal im vergangenen Jahr. Die Muhme nahm mich an.

Die Muhme? War sie doch nicht hier, ich hätte ja auch davon wissen müssen.

Ihr macht mich lachen. Wohl war sie hier, aber freilich nicht, um hier zu wohnen, oder in ihrem gewöhnlichen Wagen, wie Ihr zu glauben scheint. Bei der Nacht hat sie mich abgeholt. Wir haben schon unser Fuhrwerk, es geht schnell und sicher, und es braucht einen Niemand zu sehen.

Also auf der Ofengabel. Oder auf dem Besen? —

Else! antwortete Gertrud gleichsam ungeduldig: Redet doch nicht so thöricht, und so ganz wie das dümmste Volk! Doch was brauche ich Euch viel zu sagen oder mich zu ereifern? Die Sache ist nun einmal, wie sie ist, und geht Euch nichts an. Ihr fahrt doch nicht mit mir, das weiß ich.

Nein, sicher nicht! rief Else hastig: Aber — indem sie sich besann — sehen möchte ich solch' eine Reise wohl einmal.

Es wäre ein Leichtes. Doch lassen wir das! Ihr seyd gar zu ängstlich, es ist nichts für Euch.

Sie schwieg und schien das Gespräch endigen zu wollen. Auch Else sprach eine Weile nichts, aber was sie gehört und gesehen, war doch gar zu wunderbar; sie fing auf einem Umwege abermals an, davon zu reden, sie ging endlich in ihrem Muth so weit, sich um die Art der Zusammenkunft in der ersten Mainacht zu erkundigen, und

Gertrud machte eine Beschreibung von Freuden und Genüssen so unaussprechlicher wundervoller Natur, daß diese Bilder nicht mehr aus Elsens Seele schwanden.

Es waren noch einige Tage bis dahin. Gertrud zeigte sich seltner, die Vorbereitungen zu der Reise hielten sie auf, wie sie sagte. Was sie in den wenigen, mit ihrer Freundin zugebrachten Augenblicken ihr davon erzählte, war darnach berechnet, jene schon entzündete Begierde noch höher anzufachen, besonders da sie ihr versicherte, wie man das Alles mit ansehen, ja unter den nöthigen Vorkehrungen selbst mitmachen könne, ohne seinem Seelenheil zu schaden, ohne eine minder gute Christin zu seyn, wie Else ja an Gertruds eigenem Beispiel sähe.

Alles dies, so schlau es auch Gertrud darauf angelegt hatte, um Elsen zur Theilnahme an ihrem fluchwürdigen Unternehmen zu bewegen, erreichte nun wohl dies Ziel nicht; denn tiefe Frömmigkeit, und besonders die Liebe zu Rudolph, den sie mit jedem heimlichen Schritte zu kränken fürchtete, hielten Elsen von jedem gewagten Entschlusse ab. Aber das glaubte sie sich doch erlauben zu dürfen, die Freundin auf ihrem wunderbar geschilderten Reisewagen zu sehen, und so wurde verabredet, daß Gertrud, wenn sie bei Elsens Hause seyn würde, wo ihr Weg sie, wie sie behauptete, vorüber führen müsse, an's Fenster klopfen, und Else dann durch dieses Alles, wie sie es wünschte, sehen könnte.

Die Nacht des ersten Mai's kam heran. Ein helles Vollmonds-Licht verklärte die Gegend in unbeschreiblich mildem Glanz. Else lag schlaflos in ihrem einsamen Bette. Gedanken an den abwesenden Geliebten, an seine nahe Wiederkunft, an die nächtliche Reise der Freundin kreuz-

ten sich wechselsweise in ihrem Kopfe. Da schlug es langsam auf der Zimmer-Uhr die eilfte Stunde; ein wunderlicher Schauer ergoß sich über Elsen, und gleich hierauf pochte es an's Fenster. Das war Gertrud! Geh' nicht! Geh' nicht! flisterte eine Stimme in Elsens Brust; aber es pochte noch einmal, und stärker, und das helle Mondlicht warf einen langen Schatten der vor dem Fenster stehenden Gestalt in's Zimmer. Else schlug ein Nachtkleid über sich, sprang aus dem Bette und wirbelte das Fenster auf; denn es wäre doch gar zu ungezogen gewesen, sich nicht einmal zu zeigen. Da stand Gertrud köstlich, aber in wunderbaren Farben geschmückt, und grüßte Elsen mit widrigem Lachen. Ihr seht, ich halte Wort, sagte sie: da bin ich mit meinem Fuhrwerk.

Seh' ich doch keins, erwiederte Else: Ihr seyd zu Fuß.

Welcher Einfall! erwiederte jene: Ich bin nur abgestiegen, dort steht der Wagen. Sie wies ein Paar Schritte abwärts, Else lehnte sich stärker hervor, um die Kutsche zu sehen, und erblickte wirklich etwas seltsam Gestaltetes, von dem sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, und zwei häßliche aber ungeheure Fledermäuse davor angespannt. Nicht möglich! rief sie: Das Euer Wagen?

Ja doch, ja! antwortete Gertrud: Ihr seht ihn nur nicht recht, und mit diesen Worten langte sie nach Elsens Hand, als wollte sie sie in eine Stellung rücken, von wo aus sie das Fuhrwerk besser ausnehmen konnte; aber in dem Augenblick fühlte sich Else mit unwiderstehlicher Gewalt gefaßt. Was macht Ihr? rief sie: Laßt mich los! Aber Gertrud lachte höhnisch. Nicht doch, nicht doch! rief sie: Kommt nur, der Wagen wartet — und bei diesen Worten riß sie mächtig an dem Arm der Erschrocke-

nen, zog sie gewaltsam aus dem Fenster, der Wagen flog unter dem gellenden Pfeifen der Fledermäuse herbei, und plötzlich sah sich Else an Gertruds Seite auf dem Fuhrwerke, das sich zu ihrem größten Schrecken geradezu in die Luft erhob. Sie stieß einen lauten Schrei aus, ihre Sinne schwanden, und als sie wieder zu sich kam, lag bereits die heimathliche Gegend mit allen ihren Bergen und Seen im hellen Mondlicht tief unter ihr. Sie war vor Angst außer sich, sie wollte um Hülfe rufen. Gertrud legte ihr die Hand auf den Mund. Keinen Laut! rief sie: Keinen Namen, der uns jetzt in Gefahr bringen könnte! Haltet Euch still! Ihr seyd in meiner Macht. Else schwieg, sie sah die Wahrheit dieser entsetzlichen Versicherung nur zu gut ein. Jede Nerve an ihr zitterte, mit jedem Blick hinab in die unermeßliche Tiefe, über der sie schwebte, und in welcher sie bei'm schnellen Dahinfliegen, Städte, Dörfer, weite Ebenen, ansehnliche Gebirge und große Flüsse, wie auf einer unabsehbaren Fläche ausgebreitet unter sich unterschied, wuchs ihr Grauen, ihre Angst und ihre Reue, sich jemals mit diesem zauberhaften Weibe in ein freundschaftliches Verkehr eingelassen zu haben. Jetzt dachte sie ihres Mannes, seiner frühern Warnungen, seines Schreckens, wenn er sie bei seiner Zuhausekunft nicht vorfände, ihres Kindes; eine namenlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele, und selbst die Thränen versagten der Geängsteten. Plötzlich hörte sie ein widriges Schwirren und Kreischen durch die Luft, allerlei häßliches Gevögel, seltsame Fratzengestalten schwärmten unter, neben, über ihr hin; sie schloß die Augen vor dem grauenvollen Anblick, und empfahl ihre Seele Gott und allen lieben Heiligen; denn des irdischen Lebens hatte sie sich

schon verziehen. Da fühlte sie, daß der Wagen sich allmählig senkte, und die Blitzesschnelligkeit der Bewegung nachließ. Wir sind zur Stelle! rief Gertrud. Else schlug die Augen auf, ein helles Licht, wie aus der Esse eines Hochofens, schlug ihr in's Gesicht, nahe unter ihr lag die waldige Kuppe eines hohen Berges. Alles schien in Flammen zu stehen, und doch brannte nichts, die Tannenbäume standen unversehrt in der Lohe, weder Gras noch Laub schienen den Brand zu spüren; aber auf der feurigen Ebene, mit Steintrümmern eingefaßt, in deren Mitte sich ein Haufen Steine wie ein Altar erhob, kreisten, schwebten, zischten, heulten und pfiffen die furchtbarsten, die seltsamsten, die gräßlichsten Gestalten in der hellen Erleuchtung pfeilschnell hin und wieder, daß Elsen vor dem Anblick Hören und Sehen verging, und sie des Verbots uneingedenk mit lautem Schrei: Jesus Maria! ausrief. In dem Augenblick verschwand Alles mit donnerndem Getöse vor ihren Augen. Dichte Finsterniß umhüllte sie, sie fühlte sich sinken, stürzen, sie glaubte sich ihrem Tode nahe, empfahl sich in Gottes Hand, und verlor das Bewußtseyn.

Ein milder, wunderlieblicher Morgen verkündete die Ankunft des schönsten Monates im Jahr, des holden Mai's. Wie ein jugendlicher Held, ihre Bahn siegreich zu durchlaufen, stieg die Sonne über einem Föhrenwald herauf, ihr Strahl verjagte den letzten frostigen Nachthauch, der noch in Büschen und Niederungen weilte; das Morgenopfer der neubelebten Erde wallte in leichten Wölkchen von den erquickten Wiesen zum Himmel empor, die Sonne sog den duftigen Nebel auf, Licht, Wärme,

Leben drangen in die beseelte und unbeseelte Schöpfung. Da fühlte auch ein unglückliches Weib, das wie sterbend an einem Zaun lag, den milden Einfluß; sie schlug die matten Augen auf, sie sah sich erstaunt, entsetzt herum in der weiten hellen Ebene, wo kein Gegenstand ihr irgend eine bekannte Erinnerung zurief; sie betrachtete sich selbst, sie begriff keinen Zusammenhang, nicht wie sie hierher gekommen, nicht wo sie sey? Eine unendliche Müdigkeit lag in ihrem ganzen Wesen, und nur ein tiefer innerer Schmerz mahnte die Unglückliche, daß in dem Dunkel ihrer Erinnerungen nichts als Qual und Elend lag.

Jetzt richtete sie sich auf, sie ermunterte sich, sie fing an sich zu besinnen, einzelne schreckliche Bilder, qualvolle Empfindungen wachten nach und nach in ihrem betäubten Geiste auf, es war ihr, als hätte die letzte Nacht unendlich lange gewährt, und die frühere Vergangenheit liege weit hinter ihr. O mein Rudolph! Mein Rudolph! Mein Kind! rief sie jetzt jammernd aus, und ein Thränenstrom stürzte über ihre Wangen. Allmählig ordneten sich ihre Gedanken; mit den Thränen schien der betäubende Schwindel von ihr zu weichen, sie erkannte Alles klar, sie war durch die Bosheit einer falschen Hexe von ihrer Heimath, von ihrem Gatten entfernt. Wo sie aber war? Wie sie hierher gekommen? das begriff sie nicht.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sie gefaßt genug war, sich in ihren nächsten Umgebungen umzusehen; aber da war auch gar nichts, das ihr nur im Geringsten bekannt vorgekommen wäre. Eine flache Gegend dehnte sich unabsehlich rings herum aus, hie und da ragten Kirchthürme ferner Dörfer empor, eine breite schöne Straße lief durch Aecker und Wiesen hin, worauf sie einige bepackte

Fracht- und Reisewagen kommen sah. Es schien ein wohlbebautes Land, und in der Ferne glaubte sie die Mauern und Thürme einer Stadt zu entdecken, nach welcher zu die Poststraße führte. Rings aber um sie herum war weder Dorf noch Haus, das nächste wohl eine halbe Stunde entfernt, und sie so erschöpft, daß sie kaum wußte, wie sie es erreichen, und noch weniger, was sie sagen würde, um bei der abenteuerlichen Art ihrer Hierherkunft Glauben zu finden, und nicht als eine Landstreicherin angehalten zu werden.

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden; sie erhob sich mühsam, und wankte eine Weile am Zaune hin. Da schlenderte ein munterer Knabe, der eine Heerde Gänse, wahrscheinlich aus dem nächsten Dorf, vor sich hertrieb, den Weg zwischen den Feldern heran. Else faßte sich ein Herz und redete ihn an, indem sie ihn um den Namen des nächsten Dorfes, und der Stadt dort in der Ferne fragte. Sie hörte Klänge, die ihrem Ohr ganz fremd waren; auch die Aussprache des Knabens, obwohl Deutsch, kam ihr ungewohnt, und nicht recht verständlich vor. Sie fragte um das Land, den Fürsten, welchem es gehörte, und nun besann sie sich, diesen Namen von ihrem Manne bei Gelegenheit seiner Feldzüge nennen gehört, aber auch allemal die Vorstellung einer sehr weiten Entfernung damit verbunden zu haben. Der Knabe war indeß mit seiner Heerde vorübergezogen, und Else stand verwirrt, unschlüßig, wie bisher. Doch raffte sie sich auf und ging dem Dorfe zu; aber sie konnte es nicht erreichen, ihre Erschöpfung war zu groß, sie sank in's Gras am Wege nieder, fühlte mit neuem Schmerz ihre gänz-

liche Verlassenheit, und fing von Neuem bitterlich an zu weinen.

Der Schall nahender Männertritte weckte sie aus ihrem dumpfen Jammer. Sie sah auf. Ein bejahrter Mann, schwarz gekleidet, mit ehrwürdigen Zügen, kam die Straße her, und blieb verwundert vor der unbekannten Wandrerin stehen. Mit einer Frage, wie weit es noch in jene Stadt, die sie nannte, sey, knüpfte sie das Gespräch und ihre Erkundigungen an. Des Alten Reden bestätigten und erläuterten, was der Knabe gesagt hatte. Sie fragte endlich, wie weit es von hier bis nach — sie nannte ihr Wohnort — sey? Der Mann hatte den Namen nie gehört. — „Oder bis an die Donau, bis Linz?" O mein Kind! Wohl über hundert Meilen! war des Mannes Antwort, und Else erbleichte, und ein Ton des heftigsten Schmerzens drang aus ihrer Brust. Der Mann hatte Mitleid mit ihr. Woher bist du, mein Kind? fragte er liebreich, und wie kommst du hierher, wo du ganz fremd zu seyn scheinst? — Hier brachen Elsens Thränen auf's Neue hervor. Der Alte suchte sie zu beruhigen; aber das volle Gewicht ihres Unglücks stürzte mit zermalmender Gewalt auf sie, sie konnte nicht antworten, und was hätte sie auch sagen können, was dem Unbekannten nicht wie ein Mährchen geklungen, und sie in seinen Augen verdächtig gemacht haben würde? Sie warf sich in's Gras hinüber, und überließ sich schluchzend der Betrachtung und dem Gefühl ihres grenzenlosen Elends. Nach einer Weile erhob sie sich. Der Mann stand noch mitleidig vor ihr. Die Nothwendigkeit zu sprechen, ihm zu sagen, woher sie sey, erschien ihr als unausweichbar, und sie war so gar nicht vorbereitet!

Weinend blickte sie zu ihm empor, faltete die Hände und sagte: Wer ich bin und woher ich komme, soll't Ihr erfahren, sobald ich im Stande bin, von Dingen, die mich so tief betrüben, zu sprechen. Habt Geduld und laßt mir Zeit! Der Schulmeister — denn das war er — sah bei diesen Worten den Ausdruck ihres offnen, lieblichen Gesichts, er sah die in Thränen schwimmenden blauen Augen, wurde gerührt, und sagte: Gut, meine Tochter! Ich will nicht in dich dringen, weil es dir Schmerz macht; auch könnte ich mich ohnedies nicht bei dir verweilen, mein Geschäft führt mich dort in jenes Dorf. Aber in einer Stunde komme ich wieder, und dann wollen wir weiter sprechen. Mit diesen Worten schüttelte er der Tiefbetrübten treuherzig die Hand, und verfolgte seinen Weg.

Else sah ihm nach. Der Gedanke: was wirst du dem guten Greise sagen, wenn er wieder kommt? stand schrekkend vor ihr. Woher sollte sie sagen, daß sie käme, und wie war sie hierher gerathen? Wußte sie es doch kaum selbst. Ihr Herz drängte sie, die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete sie, sich damit, so schuldlos sie war, verdächtig oder verhaßt zu machen. Da fielen ihr die Fracht- und Reisewagen in die Augen, die jenseits der Felder auf der breiten Straße gegen die Stadt hinzogen. Sie erinnerte sich, von ihrem Rudolph gehört zu haben, daß dieses Städtchen nicht weit von Braunschweig liege. Sie ordnete ihre Gedanken, dankte Gott für die Fassung, die er ihr geschenkt, für den Antheil, den ein guter Mensch an ihr nahm; sie fand in allem dem einen Fingerzeig, sich hier um eine Unterkunft umzusehen — denn wo konnte sie in dieser Gegend hingehen, wo sie nicht eben so fremd

war? — und sie erwartete mit etwas mehr Ruhe, obwohl noch immer mit dem tiefsten Schmerz, die Wiederkunft des Schulmeisters. Diese erfolgte auch in nicht gar langer Zeit; und nun erzählte ihm Else, daß sie bei einer fremden Herrschaft in Linz gedient, daß diese über Wien nach Braunschweig, und von dort noch weiter habe reisen wollen, daß sie mit ihr den Weg bis auf einige Meilen von hier gemacht, aber da so schwer krank geworden sey, daß die Herrschaft, die sich nicht aufhalten könne, sie dort habe zurück lassen müssen; daß sie während ihrer langen Krankheit ihre kleine Baarschaft, und was ihr die Herrschaft gegeben, verzehrt, sich freilich nun auf den Weg gemacht, aber ohne Geld, ohne Bekanntschaft, und mit noch schwachen Kräften, verzweifeln müsse, Braunschweig zu erreichen, wo sie ohnedies ihre Leute nach so manchen Wochen kaum mehr vermuthen könne.

Diese Erzählung, welche ziemlich wahrscheinlich klang, erweckte des Schulmeisters innigstes Mitleid mit der Verlassenen, deren Kleidung und Aussehen ganz wohl mit dem Gesagten übereinstimmte, und er fragte sie, was sie nun zu thun entschlossen sey?

Ach, wenn ich Jemand fände, der mich in Dienst nehmen wollte, als Magd, als Hirtin; ich bin eine Bauerstochter, kenne die Landarbeit und scheue keine.

Der Alte sah sie eine Weile an. Wahrhaftig, sagte er endlich, es scheint, der Himmel habe dich mir zugeschickt, oder mich dich finden lassen, meine Tochter! Ich bin Schulmeister hier im Dorfe, und lebe mit meinem schon etwas kränkelnden Weibe ganz allein dort in dem Hause, vor dem die Linden stehen. Vorgestern starb unsere Magd, die uns siebzehn Jahre redlich gedient. Mein

Weib wollte sich nicht trösten über diesen Verlust, und heute schickt uns Gott unverhofft eine andere, und, wie es scheint, recht brave. So laß es uns dann in seinem heiligen Namen mit einander versuchen; ich hoffe, wir sollen uns vertragen.

Elsen tönten diese Worte wie eine Botschaft vom Himmel. War sie doch jetzt nicht mehr ganz verlassen! Hatte sie doch einen Menschen gefunden, der sich ihrer annahm! Sie erhob sich und ging, so schnell es ihre Mattigkeit erlaubte, mit dem Alten in sein Haus. Freilich wollte die Schulmeisterin einige Einwendungen über der neuen Magd gar zu große Jugend und gar zu liebliches Aussehen machen; aber der Mann wußte sie alle mit freundlicher Zuversicht zu beseitigen, und Elsens Betragen zeigte bald, daß die guten Menschen ihre Wohlthat an keine Unwürdige verschwendet hatten. So fleißig, so geduldig, so treu war noch keine Magd gewesen; sie überhob die Frau, welche schon die Beschwerden der Jahre zu tragen hatte, so viel sie konnte, sah ihr ihre Wünsche an den Augen ab, suchte ihren Gebieter durch Gehorsam und pünktliche Ordnung zu erfreuen, und schaltete wie ein guter Geist in diesem Hause, das sie gastfreundlich aufgenommen. In wenigen Monaten war ihr Verhältniß zu ihrem Dienstgeber ganz verändert. Sie schienen nicht eine Magd aufgenommen, sondern eine liebende Tochter gefunden zu haben; und auch sie verehrte das alte Paar gleich ihren leiblichen Eltern.

Aber so schön und lohnend auch Elsens Stellung zu diesem Hause war, so vermochte sie doch den tiefen Kummer und die unauslöschliche Sehnsucht nach ihren fernen Lieben nicht zu beschwichtigen. In der Einsamkeit stiller

Nächte floßen ihre Thränen, und jammernd lag sie täglich im Gebet vor Gott, daß er sich ihrer Noth erbarmen und ihr einen Weg zeigen möge, um zu den Ihrigen zurückzukehren. Der Gedanke an die Angst ihres Rudolphs, an seinen Schmerz um sie, an die seltsamen Vermuthungen, die er, und alle Welt sich von ihrem Verschwinden machen mußten, die Sorge um ihr verlassenes Kind, wegen dessen sie sich die bittersten Vorwürfe machte, Grauen und Furcht vor den Absichten der gottlosen Gertrud, alles das vereinigte sich in manchen Augenblikken, um ihr Herz bis zur Verzweiflung zu brinzen, und nur die Vatergüte Gottes hielt das zitternde Geschöpf, daß es nicht ganz in dieser Nacht versank, und auf den Allmächtigen vertrauen konnte, der züchtigt, weil er liebt, der den glimmenden Docht nicht auslöschen, das zerknickte Rohr nicht zerbrechen will.

So vergingen zwei kummervolle Jahre. Allerlei unter der Hand angestellte Nachforschungen blieben ohne Erfolg; es erschien ihr kein Weg, etwas von ihren Lieben zu erfahren, noch weniger eine Möglichkeit, ohne Geld, ohne Weisung zu ihnen zurück zu kehren. Zu Ende dieser Zeit starb endlich nach langem Siechthum Elsens Gebieterin, und ihr folgte bald der einsame Wittwer, der es nicht vermochte, ohne die Gefährtin zu bleiben, mit der er eine so lange Strecke des Lebensweges in Eintracht zurückgelegt hatte. Die fromme Else hatte beide mit kindlicher Treue gepflegt, und ihnen die Augen zugedrückt; aber sie erschrak freudig, als nun die Gerichte erschienen, um über die Verlassenschaft des alten Paares abzuhandeln, und es sich bei Eröffnung des Testamentes zeigte, daß ihr Wohlthäter ihr eine kleine Summe zuge-

dacht hatte, die sie in Stand setzte, mit dem, was sich ihre Genügsamkeit erspart, die Reise in ihre Heimath zu Mann und Kind anzutreten.

Unablässig war nun ihr Sinn auf diese Rückkehr gerichtet, das lang entwöhnte Gefühl der Hoffnung blühte auf's Neue in ihrem Herzen auf, und die bloße Möglichkeit, ihre Lieben wieder zu sehen, die ihr seit ihrer Verbannung ganz verschwunden war, erfüllte sie mit stillem Entzücken.

So bald es thunlich war, führte sie ihren Vorsatz aus, nachdem sie sich nach der besten Art und Weise desselben erkundigt hatte, um nur ja des heiß gewünschten Zieles nicht zu verfehlen. Theils mit dem Postwagen, theils mit guten Menschen, denen man sie empfohlen, gelangte sie endlich bis gegen die Berge ihrer Heimath, und wie sie hier die wohlbekannten Felsenspitzen erblickte, die Gebirgswelt sich vor ihren Blicken aufthat, und der Gedanke: dort lebt Mann und Kind, dort wirst du sie bald, bald wieder sehen, sie mit unaussprechlichem Gefühl ergriff — da stürzten ihre Thränen hervor, sie war einer Ohnmacht nahe, und ihre Reisegefährtin, eine alte Bürgersfrau aus dem nächsten Städtchen, hatte Mühe, ihre Lebensgeister aufrecht zu erhalten.

Den Rest des Weges, von der letzten Station bis zu ihrem Geburtsort, war sie entschlossen, zu Fuße, und ganz unerkannt zurück zu legen. Wußte sie doch noch nicht, wie sie ihre Lieben finden, was man von ihr denken, wie man sie aufnehmen würde? Diese Sorgen, welche früher sich oft in ihr geregt, fielen jetzt in den letzten Augenblicken mit aller Gewalt auf ihre Seele, und lähmten den geflügelten Schritt, mit welchem sie die erste

halbe Meile ihres Weges zurückgelegt hatte. Nun hatte sie die waldige Schlucht durchwandert, die sie noch vom See und dem Anblick ihres Wohnortes schied, ihre Angst, ihre Spannung stieg mit jedem Schritte. Nun öffnete sich das Thal, und nun lag plötzlich der See, mit allen seinen umgrenzenden Bergen, mit den Dörfern an seinen Gestaden, oben am Ende der Marktflecken vor ihr, und dort links hinter dem Walde, wo ihr Auge vergebens nach Dach oder Giebel schaute, verkündete der dunkle aufsteigende Rauch der Esse den Ort, wo Rudolph, wo ihr Kind lebte — wenn sie noch lebten! Ergriffen von diesem Gedanken stürzte sie weinend am Seeufer nieder, hielt den mütterlichen Boden umfaßt, und ergoß ihr Herz im heißen Gebete. Sie erhob sich, sie hatte vielleicht noch ein Paar Stunden weit zu gehen. Und was sollte sie finden? wie würde man sie empfangen? Nein! Es war nicht möglich, ohne vorläufige Erkundigung, ohne nähere Kenntniß von dem vielleicht Entsetzlichen, was sie zu Hause erwarten könnte, den gewagten Schritt zu thun, und sich den Ihrigen plötzlich darzustellen.

Diese Betrachtung und die Erschöpfung ihrer Kräfte, eine Folge der innern Erschütterung, bestimmten sie, in einem nahen Hause, wo sie eine freundliche Alte spinnend vor der Thüre sitzen, und ein Paar Enkelchen, wie es schien, die vor ihr spielten, bewachen sah, einzusprechen, und um eine Erquickung zu bitten. Gutmüthig betrachtete die Alte das hübsche, junge Weib, dessen Kleidung auf eine fremde Heimath schließen ließ, und dem Kummer und Erschöpfung aus den bleichen Zügen sah, und holte ihr einen Krug mit Milch, und Brod. Sie saßen zusammen vor dem Hause. Die Gegend, die Dörfer, die Häuser, die man nah und fern sah, ga-

den eine schickliche Einleitung zu Elsens bangen Fragen, die sich bald nach der Rauchsäule, die oben hinter dem Wald aufstieg, und nach dem jungen Sensenschmied wandten, den sie in der Fremde als Reiter gekannt zu haben versicherte. Sie selbst war aus der Gegend von Prag, und im Begriff, Verwandte ihres jüngstverstorbenen Mannes zu besuchen, die in St. Gilgen wohnten. Die Alte gab freundlichen Bescheid über Alles, und endlich auch über den Sensenschmied. Er lebte noch, und es ging ihm wohl mit seiner Frau und seinen beiden Kindern.

Seiner Frau? antwortete Else tödtlich erschrocken: Er hat also wieder geheirathet?

Nicht, daß ich wüßte! Er müßte nur im Kriege schon ein Weib gehabt haben. Oh die Soldaten nehmen das nicht so genau!

Und wer ist denn seine Frau? brachte sie mühsam hervor.

Ein hiesiges Kind, antwortete die Alte, dort aus dem Markt: Sie sind schon mehrere Jahre verheirathet.

Zwei Jahre? stammelte Else mit bebenden Lippen.

O wohl länger! Das älteste Kind läuft schon recht hübsch.

Else erstarrte. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Die Bauers-Frau sah sie forschend an. Eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß nämlich Rudolph während seines Kriegsdienstes irgend eine Verbindung mit diesem jungen schönen Geschöpf gehabt, drängte sich ihr auf, und spiegelte sich in dem Mitleid, das aus ihren Mienen sprach. Neugierig aber schonend stellte nun auch sie allerlei Fragen; doch Else war zu bestürzt, um den Sinn der-

selben recht zu verstehen, und nur, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, vermochte sie weiter zu reden und sich zu erkundigen, ob Rudolph gut mit seiner Frau lebe?

Darüber spricht man allerlei, erwiederte die Alte: Sie soll zänkisch, böswillig seyn, und dem braven Mann sein Haus zur Hölle machen.

Eine seltsame Empfindung, aus Mitleid und heimlicher Schadenfreude gemischt, wallte in Elsen auf. Sie forschte weiter. Alles, was sie hörte, diente nur sie zu verwirren, ihr eine klare Uebersicht dessen, was geschehen seyn mochte, unmöglich zu machen. Doch ach! was sie erfahren, war schon hinreichend, ihr jede Hoffnung auf künftiges Glück zu rauben. Ehe sie die Frau verließ, fiel ihr ein, auch noch um Gertrud, die Hammermeisterin, zu fragen.

Ihr scheint ja ziemlich bekannt in der Gegend? antwortete die Alte.

Mein Mann war zuweilen hier bei seinen Verwandten; von ihm weiß ich Manches. Wie geht es der Hammermeisterin?

Ach! Da müßt Ihr eine Weile nichts von hier gehört haben. Die ist schon lange todt.

Todt! rief Else entsetzt: Und wann? Und wie?

Es hat stets eine seltsame Bewandtniß mit dem Weibe gehabt. Man sprach wunderlich von ihr, sie soll allerlei geheime Künste getrieben haben. Nun, ihr versteht mich, man redet nicht gern davon; am Ende läßt sich auch nichts beweisen, und es ist unchristlich, so etwas auf bloßen Anschein hin seinen Nächsten nachzusagen. Genug, vor ein Paar Jahren — sie hatte die Gewohnheit sich im See zu baden; man sagte, sie hätte es gethan,

um ihre hübsche Gestalt zu erhalten, und das Wasser vorher mit allerlei Worten und Segenssprüchen besprochen — also vor zwei Jahren war sie auch eines Morgens, wie sie pflag, noch vor Sonnenaufgang hinausgegangen; die Magd mußte ihrer in einiger Entfernung hinter dem Dickicht warten. Aber ja, sie soll noch zurück kommen! Als es der Magd zu lange währte, ging sie nach ihrer Frau zu schauen. Die war fort, die Kleider lagen am Ufer, sie selbst war verschwunden. Ob der See sie verschlungen, ob der Böse — Gott sey bei uns! — sie über dem zauberischen Frevel geholt, den sie da getrieben? wer weiß das! Der Hammermeister ließ überall nachsuchen, um ihren Körper zu finden, aber umsonst. Es ist möglich — der See hat tiefe Stellen — daß die Unglückselige in eine solche gerathen, und der Wirbel sie hinab gezogen; es ist auch noch etwas Anders möglich — kurz, zum Vorschein ist sie nie wieder gekommen.

Else schwieg schaudernd. Sie glaubte den Finger einer richtenden Vergeltung zu erblicken, und als sie sich noch ein wenig gefaßt, und der Bauers-Frau für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, setzte sie ihren letzten, peinvollen Weg nach einem Orte fort, wo sie die höchste Seligkeit nach so langen Leiden zu finden gehofft hatte, und den sie nun wahrscheinlich nur unerkannt und heimlich betreten, und dann auf ewig wieder verlassen mußte. Aber sehen, sehen mußte sie ihren Mann und ihr Kind noch einmal, zum letztenmal vielleicht auf dieser Welt! Der Weg war weit, ihre Kräfte erschöpft, mühsam schleppte sie sich fort. Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie jetzt um das Gebüsch herumbog, der Waldbach, an dessen Ufer sie so oft mit ihrem Mann gesessen, aus dem Tan-

nendunkel ihr entgegen brausete, das Haus rechts hinunter vom Wege so friedlich da lag, und das leise Gewimmer eines Kindes, ach vielleicht ihres Kindes! aus der Stube drinnen an ihr Ohr schlug. Wankend, bleich schritt sie die Anhöhe hinab; jetzt lag der Hof offen vor ihr, und eine Frau in sauberer Hauskleidung stand am Brunnen und wusch. Else konnte sie nicht im Gesichte sehen, denn die Person hatte sich eben über den Trog niedergebückt. So schlich sie hinter ihr der offnen Thüre zu, wollte verstohlen hinein blicken, und, guter Gott! da saß ihr Rudolph, gedankenvoll den Arm auf den Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt, viel bleicher, viel trüber als einst, vor ihr. Alle Besinnung, alle Umsicht verließ sie bei dem Anblick des geliebten Mannes, und mit einem lauten Schrei des Schmerzes, der Freude flog sie an seine Brust. Erstaunt und unmuthig wand sich Rudolph aus den Armen der fremden Gestalt, sah ihr in's Gesicht, und sagte unwillig: Was soll der alberne Scherz? Zu was die thörichte Mummerei?

Else war wie niedergedonnert. Dieser kalte und doch so natürliche Empfang war das befremdendste, was ihr begegnen konnte; sie stand dem Zürnenden sprachlos gegenüber, und vermochte nichts, als die Hände zu ringen und flehend zu ihm aufzublicken.

Einfältige Possen! sagte er, und trat an's Fenster, von ihr weg.

Ach, Rudolph! rief sie endlich schmerzlich: Ist das Alles, was du mir nach zweijähriger Trennung zu sagen hast?

Er wandte sich rasch um. Zweijährige Trennung? rief er entrüstet: Du gehst vor einer halben Stunde hinaus an den Brunnen, und kommst jetzt verkleidet herein!

Was soll die Komödie? Wahrhaftig, Else, dein Betragen von heut Morgens war nicht darnach, um diesen Spaß zu rechtfertigen. Ueberhaupt — aber ich will mich nicht von Neuem ärgern. Hinaus an deine Arbeit! hier hast du nichts zu thun.

O Rudolph, Rudolph! jammerte Else: Welch ungeheurer Betrug ist hier vorgegangen! Ich war ja zwei Jahre und drei Monate weg von dir, seit der unseligen Walpurgis-Nacht —

Walpurgis-Nacht! rief Rudolph: An welchen Zeitpunkt wagst du mich zu mahnen! Ja, seit der Walpurgis-Nacht bist du verwandelt, und ich ein unglücklicher Mann!

Ich war es nicht! Ich war es nicht! rief Else mit steigender Lebhaftigkeit und steigendem Muthe: Nein, Rudolph, ich habe dich nicht gequält. Ich war weit, weit von hier. O kennst du deine Else nicht mehr?

Bei diesen Worten streckte sie die Arme zärtlich nach ihm aus, die Thränen, die aus ihren Augen floßen, der Ausdruck ihrer Blicke, der Ton ihrer Stimme, Alles drang mächtig zu seinem Herzen. Er fühlte sich überwältigt. O Gott! — Gott! rief er: Das ist wieder so, wie in der guten alten Zeit. Else! Liebst du mich noch?

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und ihr Ebenbild, eine zweite Else, den Korb mit ausgerungner Wäsche auf dem Kopf, trat in's Zimmer. Heiliger Gott! schrie Rudolph: Es sind zwei! Aber Else, in deren Seele längst ein schrecklicher Argwohn gegährt hatte, schrie laut, sprang zum Weihbrunnkesselchen am Thürpfosten, sprengte die Tropfen auf die unheimliche Gestalt, schlug ein Kreuz, und Jene, die im ersten Momente bei Elsens

Anblick eben so entsetzt vor ihr gestanden hatte, floh nun mit einem furchtbaren Schrei zur Thüre hinaus, und im Entfliehen glaubten Rudolph und Else plötzlich Gertrudens Züge an ihr zu erkennen.

Sie war fort, die beiden Gatten sahen sich bebend, staunend an; aber eine süße Beruhigung senkte sich in Elsens so lange zerrissenes Herz, und vor Rudolphs Geist dämmerte eine Ahnung des wahren Zusammenhanges auf. Er streckte die Arme nach seiner Wiedergefundenen aus. Ach, bist du's denn? rief er: Bist du meine wahre, meine gute Else!

Sie sank weinend an seine Brust. Zu reden vermochte sie nicht; auch Rudolph, überwältigt von Grauen, Liebe, süßer Hoffnung und bangem Entsetzen, war seiner selbst nicht ganz mächtig. Endlich ordneten sich seine verworrenen Gedanken, und er hörte nun unter den wechselndsten Empfindungen, was ihm Else voll Reue und Liebe von ihrem vertrauten Umgang mit Gertrud, ihrer gewaltsamen Entführung, dem Hexentanze, und ihrem Leben bei dem Schulmeister erzählte. Sie saß auf Rudolphs Schooße; jedes ihrer Worte, jeder Blick diente dazu, die beruhigende Gewißheit, daß diese seine geliebte Else, und jenes zank- und zornsüchtige Wesen, das ihm durch zwei Jahre das Leben vergällt, nur ein unheimlicher Spuk gewesen sey, in seiner Brust zu verbreiten. Nun begann auch er seinen Bericht, wie er vor zwei Jahren, bald nach jener unseligen Nacht nach Hause gekommen, seine Frau in ihren gewöhnlichen Verrichtungen, und alles Uebrige in der besten Ordnung gefunden, so daß an einen Verdacht, oder eine Verwechselung gar nicht zu gedenken war. Doch bald schien ihm das Wesen, das

ganze Gemüth seines Weibes verwandelt. An die Stelle der sanftesten Demuth war ein auffahrendes Betragen getreten, das keinerlei Widerspruch dulden, mit Niemand im Hause Nachsicht haben wollte. Keifen und Zanken mit Mann und Gesinde war vom frühsten Morgen bis Abends die Tagesordnung, und selbst ihre Liebe zu ihm hatte eine andere leidenschaftlichere, oder durchaus nicht anmuthigere Gestalt angenommen. Auf keine Weise wußte sich Rudolph diese Verwandlung zu erklären, bis ein Zufall und die Geschwätzigkeit einer alten Magd ihm entdeckte, daß ihre Frau in der Walpurgis-Nacht mit der Frau Hammermeisterin heimlich ausgegangen, erst spät am Morgen wieder durch das Hinterpförtchen des Gartens nach Hause gekommen, sich von Allen, nur nicht von dieser Magd, unbemerkt in ihre Kammer geschlichen, und seitdem wie umgewandelt gewesen sey. Rudolph entsetzte sich. Eine Ahnung von etwas Grauenhaftem, was hier vorgegangen seyn möchte, erfaßte und entfremdete ihn, von dem Augenblicke dieser Entdeckung an, von seinem Weibe. Es erregte einen schmerzlichen Zwiespalt in seinem Herzen, wenn er diese geliebten, vertrauten Züge sah, aus deren Betrachtung so oft stille Lust in seine Seele geflossen war, und das Betragen seines Weibes jeden Augenblick diesem Eindruck widersprach; wenn es ihm vorkam, als ob jene Else, die er einst geliebt, und diese, die nun vor ihm stand, gar nicht ein und dieselbe Person seyn könne. Endlich stellte er sie einst über jene Nacht zu Rede, und die Art, wie sie diese Nachforschung aufnahm, zeigte ihm, daß sein Verdacht nur zu wohl gegründet gewesen; aber von diesem Augenblick an war auch jeder Anschein von Frieden oder Liebe von dem unseligen Paare gewichen.

Else schien nur zu leben, um ihren Mann zu quälen, und dennoch brach, selbst mitten aus diesem Zorn und Unmuth, oft ein Strahl der heißesten Liebe zu ihm hervor, die sich hauptsächlich in unbändiger Eifersucht kund gab. Eben so, wie mit dem Manne, war auch ihr Betragen mit den Kindern; den ältesten haßte und verfolgte sie, den jüngern —

— Du hast noch ein Kind! Ich weiß es! rief jetzt Else, und eine wunderbarschmerzliche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Sie war von Rudolphs Schooß aufgesprungen, und sah sich in der Stube um.

Dort in der Wiege! sagte der Vater. Else trat hin, die Wiege war leer, verschwunden das Kind, verschwunden wie die Mutter, und vermuthlich mit ihr zugleich.

Ergriffen und entsetzt standen die Gatten vor der leeren Stelle; aber nach und nach verbreitete sich ein beruhigendes Gefühl über ihre Herzen, fromme Gedanken von der väterlichen Waltung Gottes, von seinem unmittelbaren Segen und Schutz erhoben sich in ihren Seelen. Jetzt kam der ältere Knabe an der Hand seiner Wärterin in die Stube. Else eilte auf ihr Kind zu, sie schloß es mit Entzücken und Dank gegen Gott in ihre Arme. Dies war ihr Kind, kein zauberhaftes Irrwesen, und sie endlich nach so langem Schmerz wieder mit den Ihrigen vereint!

Rudolphs häusliches Glück blühte von Neuem auf. Die Leiden der vergangenen Jahre waren dem neuvereinigten Gatten eine unerschöpfliche Quelle süßer Gespräche, frommer, kindlich dankbarer Betrachtungen. Aber wenige Tage nach Elsens Zurückkunft fanden Fischer den lange gesuchten Leichnam der ertrunkenen Hammermeisterin im See, und brachten ihn ihrem Manne. Nur ging das Gerücht, daß sich die Fischer und der Meister höchlich darüber ver-

wundert, wie frisch und vom langen Liegen im Wasser unangegriffen die Verstorbene ausgesehen, gleich als wäre sie erst kürzlich in den See gestürzt. Der Wittwer ließ ihr ein prächtiges Leichenbegängniß halten; doch, sagte man, sey er froh gewesen, durch die unwidersprechliche Bestätigung ihres Todes seiner Freiheit und der Unmöglichkeit ihrer einstmaligen Rückkehr in sein Haus versichert zu seyn.

## Schloß Wiernitz.

### Vorerinnerung.

Diese kleine Erzählung beruht auf einem wirklichen Ereignisse, welches sich ungefähr vor sechzig oder siebenzig Jahren in dem Schlosse Wiernitz in Nieder-Oesterreich im Viertel Unter-Manhartsberg zutrug, und wo bei'm Aufgraben der Grundfeste eines der Schloßpfeiler, ein Gerippe in derselben Stellung, und mit denselben begleitenden Umständen, wie es die Erzählung schildert, gefunden worden. Auch der darauf folgende Traum, und ein Theil seiner Erfüllung sind nicht ganz Erdichtung, und wenn jene Personen noch lebten, von denen ich in meiner Kindheit diese Begebenheit oft, und nicht ohne jenes süße Grauen erzählen hörte, mit welchem der junge, und auch wohl der ausgebildete Mensch Gespenster- und Schauergeschichten anhört, sie würden sich lächelnd in der Schilderung erkennen.

Uebrigens steht das Schloß Wiernitz noch; vermuthlich sind auch seine Umgebungen noch nicht so sehr geän-

dert, daß jene mir überlieferte Beschreibung nicht wenigstens zum Theil passen sollte. Daß es in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und der Unruhen in Oesterreich protestantischen Herren gehörte, ist wahr; daß die Hussiten auf ihren Zügen bis in diese Gegenden drangen, ebenfalls. Wie in diesen beiden Perioden die Eigenthümer des Schlosses geheißen, war mir nicht leicht möglich aufzufinden; auch lag an dieser historischen Genauigkeit wenig. So nahm ich mir die Freiheit, sie, wie das bei vielen Familien wirklich der Fall war, nach ihrem Stammschlosse zu benennen, indem ich zugleich auf diese Art aller Gehäßigkeit und Deutung von Namen auswich. Das übrige Alles, die Einkleidung, der geheime Zusammenhang der Begebenheiten, die Schürzung und Lösung des Knotens, so wie das Anknüpfen an wahre historische Facta aus der Geschichte meines Vaterlandes ist erdichtet, und ich hätte nicht so viel über den Ursprung dieser Kleinigkeit gesagt, wenn nicht die wirkliche Existenz des noch vorhandenen Schauplatzes derselben mir diese Erklärung nothwendig zu machen, und die Erwähnung, daß wenigstens ein Theil der Begebenheiten wahr sey, dem Ganzen einen lebhafteren Reiz zu ertheilen geschienen hätte.

Der düstere Decembertag ging zu Ende, draußen vor den Fenstern des Schlosses senkte der Nebel sich dichter auf den Föhrenwald herab, und im schwarzbehangenen Trauergemach, wo die verwittwete Gebieterin des Schlosses, Freiin von Wiernitz, auf der Fensterstufe stickend gesessen hatte, schwieg das leise Geräusch der Geschäftigkeit. Die Freiin deckte das Tuch über den Rahmen, auf welchem

sie an einer kostbaren Decke arbeitete, die über den Sarg ihres verstorbenen Eheherrn gebreitet werden sollte. Es waren die Wappen des Wiernitz'schen Hauses, verkehrt, zerbrochen, und mit den Insignien des Todes sinnreich gruppirt; denn der Freiherr war der letzte seines Namens gewesen. Ihre Nichte Mathilde, die unterhalb der Fenstertufe gesponnen hatte, stellte das Rad beiseite, und Beide versanken jetzt, da Stille und Dunkelheit sich auch von außen um ihre Seelen legten, in jenes düstere Nachsinnen, das seit dem Tage, der des Hauses Haupt und Ruhm gebrochen, die stete Begleitung ihrer einsamen Stunden war.

Es waren trübe Zeiten damals, als der Freiherr von Wiernitz aus der Welt schied, und seine Gattin rath- und freundlos in der sturmbewegten Zeit zurückließ, Das Feuer des Religionskrieges wüthete noch durch Deutschland, die schwedischen Heere durchzogen es verwüstend, und noch verwüstender standen an den meisten Orten Deutsche gegen Deutsche, Unterthanen gegen den eigenen Fürsten, im Kampfe, und manches Haus bot im Kleinen das Bild des zerrissenen großen Vaterlandes dar, indem Vater und Kinder, Bruder und Verwandte, Jedes einer anderen Sache zugethan, die heiligsten Bande gelös't hatten, und in der allgemeinen Verwirrung und Erbitterung der Gemüther nichts Festes und Bleibendes mehr da zu seyn schien, auf dem der menschliche Geist hätte ruhen, worauf er den heiligen Anker der Hoffnung hätte auswerfen können.

Das Haus der Freiherren von Wiernitz war vor Vielen unmittelbar in die Unruhen der Zeit verwickelt. Seit mehr als hundert Jahren, seit die ersten Strahlen der

Kirchenreformation nach Oesterreich gedrungen waren, dem neuen Glauben zugethan, standen sie wie eherne Säulen unter ihren Brüdern da, und rasches Hervortreten, kühnes Eingreifen, und weit aussehende Plane schienen ein unverlierbares Erbtheil dieses Geschlechtes zu seyn.

Als darauf ganz Deutschland vom wilden Krieg entzündet wurde, in Oesterreich ob- und unter der Enns das Feuer des Aufruhrs brannte, fleißig von auswärtigen Feinden genährt, stand Wiernitz mit den Jörgern, mit Thonradl und Tschernembl, an der Spitze der Mißvergnügten, und mit ihnen war er in des Kaisers Gemach gedrungen, ihn zur Unterschrift der ständischen Forderungen zu zwingen. Die Trompeten des Dampierr'schen Regiments schreckten die Rebellen auseinander, Mannsfeld wurde geschlagen, die Schlacht auf dem weißen Berge zernichtete des Winterkönigs kurze Herrlichkeit, Ferdinand der Zweite befestigte sich und den väterlichen Glauben in seinen wiederberuhigten Staaten, viele mißvergnügte Protestanten wanderten aus, die übrigen wurden mit starker Hand niedergehalten. Gustav Adolph war seitdem gefallen, und obwohl die schwedischen Heere unter Banner und Torstensohn noch Deutschland verwüsteten, so war doch in Oesterreich der Geist der Uneinigkeit und des Aufruhrs verloschen und verglimmt.

Wiernitz sah sein und seines Hauses Schicksal in dem seiner Glaubensgenossen. Kinderlos und um seine stolzesten Hoffnungen betrogen, legte er sich mit tief zerrissenem Herzen hin und starb.

Das Alles, und ihre eigene Lage ging vor dem Geiste seiner Wittwe vorüber, wie sie jetzt in der Dämmerung des trüben Winterabends ihrer düstern Vergangenheit,

ihrer wenig erfreulichen Lage, ohne Schutz, ohne vermögende Freunde, in einem Lande nachsann, wo der Fürst ihrem Hause ungeneigt, die Mehrzahl der Bewohner ihr um des verschiedenen Glaubens abhold, und der an den Grenzen wüthende Krieg jeden Augenblick bereit war, sich über die kaum beruhigten Gegenden zu wälzen.

Auch in Mathildens Herzen bewegten sich Gedanken von anderer aber nicht minder trüben Art. Auch sie hatte unter den Stürmen des Krieges unaussprechlich gelitten, und wenn ihre Tante den verlöschenden Glanz ihres Hauses und ihre mißliche Lage unter feindseligen Umgebungen betrauerte, so hatte Mathilde die gänzliche Vernichtung des ihrigen und ihre Verlassenheit in der fremden Welt zu beweinen. Der Vater und zwei Brüder waren im Kampfe für Glauben und Vaterland unter den Fahnen ihres rechtmäßigen Herrn, Kaisers Ferdinand des Zweiten, gefallen, und die Mutter hatten Schmerz und die Schrecken des Krieges, der sich bald nach Jener Tode in ihre Gegend zog, in's Grab gebracht. Mathilde fand sich im achtzehnten Jahre allein auf der Welt, ohne Verwandte, ohne irgend eine Zuflucht, als eine entfernte Tante, eben jene Frau von Wiernitz, die, zwar einem andern Glauben zugethan, doch durch ihre übrigen Verhältnisse sich allein zur Schützerin der verlassenen Waise eignete. Auch hatte die Mutter auf dem Todbette ihr ihre Tochter empfehlen lassen, und Frau von Wiernitz, selbst kinderlos und einsam mit dem alternden Gemahle lebend, zeigte sich willig, die schutzlose Verwandte an Kindesstatt anzunehmen.

So kam Mathilde in dies Haus, aber schon der erste Eintritt in dasselbe schien ihr nicht viel Erheiterung zu

versprechen. Durch einen düstern Föhrenwald ging an einem trüben Herbsttage der lange Weg, und nur ganz nahe vor dem Schlosse selbst sah sie die baufälligen Thürme aus den Bäumen hervorragen. Jetzt stand das Gebäude vor ihr, finstere traurige Mauern, Ueberreste einer alten, besseren Zeit, hier und dort verfallen, mit ungeheueren Pfeilern an der Außenseite, und ringsherum von einem trüben grünbewachsenen Wassergraben umflossen. Das Thor öffnete sich ächzend, und über die halb morsche Zugbrücke gelangte Mathilde in den unerfreulichen Hof, wo hohe Nußbäume, jetzt halb entblättert, die stille Düsterheit mehrten, und das abgefallene Laub zu ihren Füßen, mit dem verfallenen Gebäude vereint, ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit darstellte.

Das Innere des Schlosses, die Lebensweise in demselben entsprach dem äußeren Anblick. Eine strenge Ordnung herrschte hier, nie von einer geselligen Freude oder freundlichen Mittheilung unterbrochen. Niemand kam, das Ehepaar zu besuchen; nie verließ dieses, als in dringenden Geschäften, den Umkreis seines kleinen Gebietes. Ein düsterer Sinn vereinzelte die Bewohner desselben unter sich, und seltsame Gerüchte von einem unheimlichen, nicht recht geheuern Wesen auf dem Schlosse hielten die Nachbarn zurück. Bald darauf wurde der Oheim krank und starb, und für Mathilden erneuerten sich die traurigen Scenen, die ihr Alles, was sie kürzlich gelitten, wieder in die Seele zurückriefen.

Aber es waren nicht diese Verhältnisse allein, die jetzt Mathildens Geist beschäftigten; noch ein tieferes Gefühl, eine wehmüthigere Erinnerung lag im Grunde ihrer Seele. Der Lauf des Krieges hatte eine schwedische

Truppe auf den abgelegenen Landsitz ihrer Mutter geführt. General Liljenholm commandirte sie, und unter den Offizieren, die ihn begleiteten, zeichnete sich ein Hauptmann, den man den Sohn des Commandirenden nannte, nicht blos durch eine einnehmende Gestalt, sondern noch mehr durch ein höchst edles Betragen aus. Er ward bald der Schutzengel der ganzen Gegend, die in ihren Bedrängnissen sich an ihn wendete. Dies machte ihn Mathilden und ihrer Mutter werth, und ein finsterer Tiefsinn, der ihn stets begleitete, und ihn von den lauten Freuden seiner Kameraden schied, gab ihm in Mathildens Augen einen besonderen Reiz. Auch glaubte sie wohl zu bemerken, daß der Schwede nicht ganz gleichgültig gegen sie geblieben war, und es freute sie, daß der trefflichste junge Mann, den sie hatte kennen lernen, sie mit lebhafteren Gefühlen auszeichnete. So begegnete sie ihm mit freundlicher Achtung und Offenherzigkeit; aber Liljenholm wurde ernster als zuvor, und in einer Stunde, wo er in sichtbarem Kampf seines Innern an ihrer Seite gesessen hatte, und sie ihn freundlich bei'm Namen nennend aus seinen Träumen zu wecken suchte, fuhr er plötzlich empor und sagte: Ich heiße nicht Liljenholm, und bin kein Sohn des Generals. Er ist mein Pflegevater — ich aber bin nichts als der Sohn eines Bauers und heiße Biörn.

Mathilde erstaunte, aber mehr über die seltsame Art dieses ungeforderten Geständnisses, als über die Sache selbst, und hatte bald das Ganze vergessen. So nicht der junge Mann. Er zog sich von diesem Augenblick an von ihr merkbar zurück, und schien jedes wärmere Gefühl, jede Annäherung mit Macht zu bekämpfen. Mathilde, die sich den Beweggrund dieses Benehmens nicht ganz er-

klären konnte, wurde ebenfalls zurückhaltender. Sie sahen sich nur selten, aber sie sahen sich doch, und je künstlicher Beider Betragen war, je mehr raubte es ihnen an ihrer Unbefangenheit und inneren Ruhe.

Von seinen Gefährten hatte Mathilde unterdeß Manches über Liljenholm oder Biörn erfahren. Er stammte von einer Bauern-Familie ab, die seit vielen Geschlechtsaltern den Ruf der Redlichkeit, so wie den geerbten Glauben der Voreltern treu bewahrt, und sich stets durch einen eignen Geist von ihren Nachbarn unterschieden hatte. Nichts hatte sie vermögen können, als schon ganz Schweden sich zur neuen Lehre bekannte, diesem Beispiel zu folgen, und diese Festigkeit, statt ihr Verfolgung zuzuziehen, schien die Achtung zu vermehren, in der sie stand. Als jetzt des kleinen Rudolphs (so hieß der Offizier) Eltern gestorben waren, nahm der Besitzer des Rittergutes, General Liljenholm, den verwaiseten Knaben zu sich, und, was er zuerst aus Menschenliebe zu thun gedachte, ward bald Bedürfniß seines Herzens. Er gewann den Jüngling lieb, der sich mit jedem Tage edler entwickelte, und, selbst ohne männliche Erben, sann er darauf, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, ihm die einzige Tochter, ein holdes Geschöpf und bis jetzt Rudolphs liebe Gespielin, zu vermählen, und von seinem Könige Gustav Adolph zu erwirken, daß sein Name, Stand und Reichthum auf den fremden eingepfropften Zweig übergehe, das Alles nur mit der einzigen Bedingung, daß Biörn den Glauben und Namen seiner Voreltern mit dem seines Pflegevaters und seiner Braut vertausche.

Hierzu war nun aber der Jüngling auf keine Art zu bewegen, und er blieb fest entschlossen, lieber allen Wohl-

thaten seines Pflegevaters, als seinem Glauben, und dem Namen seiner Voreltern, den er mit Stolz trug, ob sie gleich nur arme Bauersleute gewesen waren, zu entsagen. Beinahe ließ es der General im Zorne über den Trotz des Jünglings hierzu kommen; aber als er nahe daran war, den Entschluß zu fassen, fühlte er, daß er den Pflegesohn, an den sein Herz sich gewöhnt hatte, nicht entbehren konnte, und so blieb Biörn vor der Hand bei seinem Wohlthäter, und strebte nun mit regem Eifer darnach, ihm durch verdoppelte Anhänglichkeit seine Liebe zu beweisen, und den versagten Wunsch zu vergüten. In dieser Absicht überwand er sich auch, den General in's Feld zu begleiten, und mit ihm nach Deutschland zu ziehen, so weh' es ihm that, seiner heiligsten Ueberzeugung zuwider sich den Fahnen des Kaisers entgegen zu stellen, der für den Glauben focht, welchem Biörn mit warmem Gefühle zugethan war. Aber dieser Krieg, der einst für den Glauben angefangen, und unter dieser heiligen Aegide ungeheure Fortschritte gemacht hatte, hatte seinen Charakter zum Theil längst verloren, und war ein Eroberungskrieg geworden, und endlich zog eine tiefe geheime Sehnsucht den jungen Krieger nach Deutschland, und spiegelte ihm in den milden Fluren der südlichen Theile desselben ein unbekanntes Glück vor, das ihm seine jetzige zwangvolle Lage nicht gewährte.

Das Alles erfuhr Mathilde nach und nach, und es diente nicht dazu, ihrer Seele mehr Ruhe, und ihrem Betragen gegen den schwedischen Offizier mehr Unbefangenheit zu geben. Mitten unter diesen Bewegungen der jugendlichen Herzen schlug plötzlich und unerwartet die Stunde des Abschieds. Mathilde, selbst im Innersten

erschüttert, sah den verehrten Freund bei dieser Nachricht erbleichen, und der Drang und Schmerz der nahen Trennung zerriß gewaltsam die Fesseln strenger Zurückhaltung. Sie verriethen, sie gestanden sich wechselseitig ihre Liebe, und bei der gänzlichen Unmöglichkeit, sich je zu besitzen, bei der höchsten Unwahrscheinlichkeit, sich auch nur wieder zu sehen, gelobte Liljenholm, wie ihn Alles nannte, der Geliebten, daß er ihr nach seinem Tode, den er mit Zuversicht und Ruhe in der nächsten Schlacht erwarte, erscheinen, und sie auch dort noch seiner unwandelbaren Liebe versichern werde.

In der trüben Abendstunde, wo sie zu den Füßen ihrer Tante nachdenkend saß, schwebten nun vor ihrem Geiste das Andenken an die verstorbene Mutter, die Betrachtung ihrer unfreundlichen Lage und das Bild des Jünglings, der ihr so edel erschienen war, und den sie auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte. Indessen war der letzte Schimmer der Dämmerung erloschen, und die Nacht, von den Frauen unbemerkt, völlig eingetreten, als plötzlich ein Schlag und ein Gerassel, wie von Waffen, sie aus ihren Träumen weckte.

Was war das? rief Frau von Wiernitz mit großer Bestürzung.

Das war im Vorsaal, entgegnete Mathilde ruhig: Es muß etwas gefallen seyn.

Ist heute nicht der Thomas-Abend? fragte die Tante mit bebender Stimme.

Ich glaube ja. Warum?

Laß uns sehen, was es ist! erwiederte Frau von Wiernitz, als sie sich gefaßt hatte. Sie schellte, die Zofen kamen, man brachte Licht und ging in den Saal. Da lag

die Rüstung jenes Maximilian von Wiernitz, den die Familie als ihren eigentlichen Stifter verehrte, von dem Gesimse, auf dem sie zierlich und trophäenartig aufgestellt gewesen war, herabgestürzt — mitten im Saale. Der Harnisch war zertrümmert, das Schwert zerbrochen, der Schild mit dem Wappen zerspalten. Erschüttert und bebend hielt die Freiin die Stücke in ihrer Hand. Auch das noch! sagte sie nach einer Pause: Und wieder an diesem Tage! Wann endlich wird der unselige Geist von hier weichen? Es ist ja aus mit unserem Geschlechte!

Alles stand schweigend und bange um sie bei diesen Worten, sie aber hieß die Trümmer der Waffen sorgfältig auf einen Tisch zusammenlegen, und ging gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Mathilde folgte, ergriffen von dem, was sie gesehen und gehört hatte, und grauenhaft gestimmt. Die Zofe setzte die Lichter hin; das schwarzbehangene Trauerzimmer ward nur sparsam davon erleuchtet. Frau von Wiernitz ließ sich, noch immer finster und in sich versunken, auf das Sopha nieder, und Mathilde wagte es nicht, so bald das finstere Schweigen zu brechen.

Endlich nach einer Weile begann sie: Verzeiht, gnädige Tante, wenn ich Euern Tiefsinn durch meine Fragen störe: aber darf ich Euch wohl um Aufschlüsse über Alles das bitten, was so eben geschehen, und was ich von Euch gehört habe? —

Die Freiin richtete sich auf und sah Mathilden starr an: Fragst du aus kindischer Neugierde?

Mathilde erröthete: Ihr könntet mir's nicht verargen, wenn auch nur bloße Neugierde mich jetzt antriebe,

den Grund dessen zu erfahren, was schauerlich und geheimnißvoll vor meinen Augen vorgegangen ist. Ich darf mich aber doch wohl als Eure Verwandte, und somit als einen Theil dieses Hauses betrachten, in dem —

Das thue nicht, Mathilde, — das nicht! fiel die Tante ihr rasch in's Wort: Du möchtest es bereuen. Es ist kein glückliches Haus, in das du gekommen bist!

Ihr macht mich nur begieriger, gnädige Frau, zu erfahren —

So sey es denn, erwiederte diese nach einigem Besinnen — obwohl es nicht angenehm, und vielleicht nicht gerathen ist, von solchen Dingen in einer Stunde, wie diese, zu sprechen, wo das versunkene Reich des Todes sich wieder zu öffnen scheint, um bei zurückkehrender Jahreszeit eine alte Schuld einzufordern, oder über lange Beweintes von Neuem zu klagen! Aber was eben geschehen ist, führt dich ohnedies gewaltsam in jene unbegreiflichen Ereignisse ein, und was sich jährlich einmal grauenhaft wiederholt, kann dir unmöglich verborgen bleiben. Höre also die Geschichte unseres Hauses, so wie ich sie von meinem verstorbenen Gemahl gehört, der sie seiner Seits theils aus einer alten Chronik, die er vor langen Jahren in einem unserer Klöster gefunden, theils aus Sagen und Ueberlieferungen geschöpft hat!

Das Haus der Herren von Wiernitz blüht bereits in rühmlichem Wirken durch mehr als fünfhundert Jahre. Wie alle Geschlechter, wie alle Bewohner dieser Länder, war es, ehe das bessere Licht erneuerter Lehre die Welt zu erleuchten kam, dem römisch-katholischen Glauben zugethan, und seinem Fürsten blind und rücksichtslos ergeben. Aber es kamen nach und nach anderen Zeiten, die Menschen

fingen an über das, was sie bisher ohne Untersuchung geglaubt und geübt hatten, nachzudenken, und du wirst ohne Zweifel den Namen des edlen Huß kennen, den Verfolgungsgeist und Treubruch den Flammen opferte. Zu der Zeit, als seine besseren Einsichten in Böhmen die Oberhand zu gewinnen anfingen, lebten in unserm Hause zwei Brüder, Rudolph und Max. Jener, der ältere, wohnte mit seiner Frau hier auf dem Stammschloß; der jüngere trieb sich mit frischem Lebensmuth am glänzenden Hofe Kaiser Siegmunds zu Prag herum, und suchte dort jene Ehre und Auszeichnung, welche das stille väterliche Schloß und seine abhängige Lage ihm nie gewährt haben würden. In Prag nun und in den raschen Bewegungen jener Zeit fielen die Funken einer besseren Einsicht in sein Gemüth, und fanden willige Aufnahme. Bald erschien der junge Freiherr von Wiernitz, alle Lockungen des Hofes, alle Drohungen des Kaisers verachtend, mitten unter den Schaaren der Taboriten, bereit, sein Leben für seine Ueberzeugung zu opfern, und zeichnete sich vor Vielen ihrer Führer durch Kriegskunst, wie durch Eifer und Entschlossenheit aus. Er soll ein Liebling des großen Ziska, und oft der Leiter des blinden Helden gewesen seyn. Rudolph von Wiernitz, entsetzt durch die Nachricht von der Sinnesänderung seines Bruders, ließ ihn zuerst durch Freunde warnen und beschwören, reisete endlich selbst nach Böhmen, und wagte sich mit Lebensgefahr unter die Schaaren der erhitzten Taboriten, um, wie er glaubte, seinen Bruder aus einer Verbindung zu retten, die dem Heil seiner Seele gefährlich war. Aber er fand ihn unerschütterlich, und seine Unterredungen dienten nur dazu, in Max einen unauslöschlichen Haß gegen den Bruder zu

entflammen, und ihm sein Vaterland und den verlassenen Glauben von nun an zum Ziele seines feindlichsten Strebens zu machen.

Bald fiel er unter Ziska's Anführung verheerend in Oesterreich ein, wo Herzog Albrecht sein Volk durch ein Landaufgebot *) gegen die Schaaren der Schrecklichen bewaffnet hatte, und wirklich zum ersten Mal zeigte, daß es möglich sey, die Hussiten wo nicht zu besiegen, doch zu schlagen. Rudolph war dem Aufgebot seines Lehnsherrn gefolgt, und mit seinen Mannen im Feld erschienen, aber, wie unsere Chronik sagt, nicht muthig und kampflustig, wie er sonst zu Felde zog, sondern unglückahnend und finster; denn er fürchtete, dem Bruder in der Schlacht zu begegnen, und so konnte er kaum seinen Kummer verbergen, als ihn seine junge Frau, die er zärtlich liebte, bei'm Abschied waffnete, und ihm noch einmal ihr zweijähriges Söhnlein, die erste und einzige Frucht ihrer Liebe, zum Segnen darbrachte.

Eine Weile ersparte ihm die Vorsicht das Schrecklichste, vor welchem er zitterte. Aber die Schaaren der Kelchner waren, oft verjagt, immer wieder gekommen, um sich von unsern reichen Fluren Beute und Vorrath zu holen, und so drangen sie denn einmal nach Ziska's Tode unter Procopius bis an die Donau vor, während Procupek mit einem andern Heerhaufen in Ungarn einfiel.

Max von Wiernitz war unter der ersten Abtheilung der Hussiten, und es schien, als habe er es darauf ange-

*) Unter Herzog Albrechts Regierung findet sich die erste Spur einer ordentlichen Errichtung der Landwehr in Oesterreich. S. Geschichte der Landwehr von dem regulirten Chorherrn Franz Kurz.

legt, den Krieg in die Gegend seiner Geburt zu spielen, und seinen Bruder mit den Waffen in der Hand aufzusuchen. Der Herzog ordnete einen Theil seiner Leute dahin ab, und Rudolph mußte, nicht ohne geheimes Grauen, den Befehl über sie annehmen, weil Albrecht seiner Treue, seinem Muth und seiner Bekanntschaft mit der Gegend am meisten vertraute.

Unweit von hier kam es zum Treffen, das von beiden Seiten mit aller Wuth und Grausamkeit geführt wurde, welche die Kriege jener Zeit bezeichneten. Das Schloß ging in Flammen auf, Rudolphs Gattin und alle Bewohner desselben fanden in den Gluthen oder unter den Säbeln der Hussiten ihren Tod. Rudolph selbst kam in der Schlacht um. Zwar heißt es, sey seine Leiche nicht gefunden worden, aber sein Bruder besaß dessen Schwert und Helmzierde als Kriegsbeute. Die Oesterreicher rächten wüthend den Tod des geliebten Herrn. Sie trieben Max von Wiernitz mit seinem Haufen zurück. Indessen machte auch der Erzherzog siegreiche Fortschritte, Procupek wurde durch die Banderien des Adels in Ungarn geschlagen, die Taboriten zogen sich nach Mähren, und fielen von dem an nie mehr in Oesterreich ein.

Das war das Ende des Hussitenkrieges in diesem Lande, und zugleich das Ende der ältern Linie unsers Hauses. Als die Stürme ausgetobt hatten, Kaiser Siegmund und Albrecht von Oesterreich, sein Nachfolger, gestorben, und die Blüthe des jungen Ladislaus schnell gewelkt war, da erschien endlich Herr Max von Wiernitz vor Kaiser Friedrich des Vierten Throne, sein Recht an dem Erbe des längst verstorbenen Bruders geltend zu machen. Der Kaiser wollte gern vergessen und vergeben. Max entsagte

den äußerlichen Uebungen der Taboriten, und Schloß Wiernitz mit allen seinen Besitzungen wurde ihm rechtskräftig überantwortet. Zwar lief bald, nachdem das Schloß abgebrannt war, in der Gegend das Gerücht, ein treuer Knecht habe das zweijährige Söhnlein des Herrn Rudolph gerettet, und sey mit ihm entflohen, aber entweder ging er bald darauf durch die Hände der Hussiten, oder auf eine andere Art zu Grunde, oder die ganze Sage war Erdichtung; denn man hat in zweihundert Jahren nie mehr etwas von seinen Schicksalen gehört. Max bewohnte also das Schloß, das er mit Eifer und Liebe aus den Trümmern wieder aufbaute; aber es schien, als ob ein feindseliges Geschick von nun an unsern Stamm verfolge. Max ward seines Lebens nicht froh, eine innere Unruhe trieb ihn umher, lange ward ihm das Glück versagt, sein Haus in Kindern fortblühen zu sehen, und die Geburt des ersten und einzigen Sohnes kostete der Mutter das Leben. Seitdem, durch zweihundert Jahren, ruhete die Hoffnung desselben nie auf mehr als Einem Erben zugleich, bis es mit meinem Gemahl ausstarb. Der höhere Geist, der diesen Max, unsern eigentlichen Ahnherrn, beseelt hatte, erbte auf seine Nachkommen fort, es war ihnen unmöglich, sich zahm und geduldig in alte Formen zu fügen, blos weil sie alt waren. Mit Freuden nahmen sie daher das Licht der neuen Lehre an, als es zuerst nach Oesterreich kam, muthig widersetzten sie sich den Anmassungen der Uebermacht, und suchten die alten Rechte und Freiheiten ihres Standes für sich und ihres Gleichen gegen Eingriffe zu schützen. So kamen sie in unaufhörlichen Streit mit Nachbarn und Unterthanen, endlich mit der Geistlichkeit, und ihren Landesherrn, und so weit,

Mathilde, war das Mißgeschick unsers Hauses wohl begreiflich. Aber es fehlte auch an innerm Frieden, an ruhigem Genusse des ererbten Besitzes, der von Geschlecht zu Geschlecht sich minderte. Mißverständnisse, Familienzwiste, uneinige, meist kinderlose Ehen bezeichneten unser unglückliches Haus, und jene düsteren Ereignisse, welche jedes Jahr am gleichen Tage wiederkehren, scheinen auf ein unversöhntes Verbrechen hinzudeuten, dessen unausgetilgter Keim alle Freuden und alles Glück unsers Hauses vergiftet.

„Und was sind denn dies für Ereignisse?" fragte Mathilde nicht ohne Bangigkeit.

Es sind jetzt sieben und zwanzig Jahre, seit ich dies Schloß bewohne, und kein Thomas-Abend ist vergangen, an dem nicht irgend ein schauerliches oder furchtbares Zeichen uns diesen Tag merkwürdig gemacht und auf Gräuel hingewiesen hätte, die man sich mußte erlaubt haben, und die zweihundert Jahre und längst bemooste Gräber nicht vor dem Blick der schauernden Nachwelt verbergen konnten. Zuweilen ließen wehmüthig klagende Töne sich wie aus freier Luft mitten im Zimmer hören, zuweilen erhellte plötzlich ein lichter Schein die Gegend, als stände das Schloß jetzt wieder in Flammen, daß Alles entsetzt an die Fenster und vor die Thore lief; wohl auch ertönte manchmal von jener Seite des Waldes her — sie wies mit den Fingern hin — Geächze und Gewimmer wie von Verwundeten oder Sterbenden —

Jesus, Maria, Joseph! schrie Mathilde, und sie und die Tante fuhren von ihren Sitzen empor; denn ein gellender Ton, der auf einmal die Stille unterbrach, schwirrte noch in der erschütterten Luft. Es ward wieder ruhig,

und nach und nach faßten sich Beide so weit, daß sie es vermochten umher zu sehen, was wohl die Veranlassung ihres Schreckens gewesen sey. Da sah Mathilde mit Entsetzen mehrere Saiten ihrer Laute wie auf einmal durch Geisterhand gesprengt. Und diese Laute! — Liljenholm hatte oft darauf gespielt, er hatte diese Saiten kurz vor seinem Abschied selbst aufgezogen! Eine düstere Ahnung ergriff sie, sein Versprechen fiel ihr ein, sie fühlte sich beklommen, geängstet. Auch der Tante war es immer unheimlicher, sie schellte, und ließ den Pfarrer herüber bitten. Sie glaubte sich in männlicher, in priesterlicher Gesellschaft sicherer vor den Einwirkungen der unsichtbaren Mächte. Doch verbot sie der Nichte streng, von Allem, was vorgegangen war, und was sie selbst erzählt hatte, weder gegen den Geistlichen, noch gegen Jemand im Hause etwas laut werden zu lassen. Die Gerüchte von den Spukgeschichten, und wie wenig es auf dem Schlosse geheuer sey, liefen zum großen Aergerniß der Frau von Wiernitz ohnedies stark in der Gegend umher, und sie that ihrer Seits alles Mögliche, den Leuten diese Vorstellungen als Aberglauben und Vorurtheil zu benehmen, obgleich sie selbst sich nicht erwehren konnte, in Stunden der Erschütterung, wie die gegenwärtige war, festiglich daran zu glauben.

Mathilde hatte seit dem Klange der gesprungenen Saiten ihre eigenen Gedanken. Sie vermischten sich mit den Erzählungen der Tante, und begleiteten sie auf ihr Zimmer, auf ihr Lager, wo sie nicht ohne Thränen um Liljenholm entschlief. Plötzlich sah sie sich im Traume in jene Schreckensnacht vom Untergange des Schlosses versetzt. Wilde Kriegerhaufen durchstreiften nach allen Richtungen

den Wald, sprengten dort über die Fläche, oder kämpften hier wüthend durcheinander. Ein hoher Rittersmann mit dem Wappen des Wiernitz'schen Hauses ritt mit grimmiger Geberde, wie suchend, allenthalben herum. Jetzt traf er auf einen andern, der ebenfalls einen solchen Schild am Arme trug. Der zweite kämpfte tapfer, doch nur vertheidigungsweise. Der hohe Ritter ersah seinen Vortheil, er stieß dem andern das Schwert in die Brust, und dieser stürzte sterbend vom Pferde. In dem Augenblicke erhellte der Brand des Schlosses die Gegend, fliehende gräßliche Gestalten und Bilder wechselten vor Mathildens Blick. Jetzt schien es wieder still zu werden, sie sah den ermordeten Ritter am Boden liegen, ohne Waffen, ohne Helm. Mit Schrecken erkannte sie Liljenholms Züge, es war sein blaues Auge, nur gebrochen im Tode, das goldene Haar blutig am Boden zerstreut, und die tiefe Wunde in der starren Brust.

Sie erwachte durch einen Schrei, den der Schrecken ihr entriß, und ihr erster Gedanke war Liljenholm, und sein Versprechen, sich ihr nach dem Tode zu zeigen. Die gesprungenen Saiten fielen ihr ein. Sie hatte ihn gesehen, so lebhaft, so deutlich und sterbend mit zerrissenem Busen. Es war kein Zweifel, er war gefallen, und hatte sich ihr gezeigt. Die übrigen begleitenden Bilder des Traums waren sehr natürlich durch das Gespräch und die Erzählungen ihrer Tante entstanden. Diese Vorstellung wurde zur unauflöslichen Gewißheit, als wenig Tage nachher die Nachricht von einem Gefecht anlangte, in welchem die Schweden viel verloren, und besonders das Regiment, wo Liljenholm stand, stark gelitten hatte. Man erzählte, der General selbst sey geblieben und einer seiner

liebsten Offiziere, der seine Leiche vertheidigen wollen, über den Entseelten getödtet worden. Was blieb Mathilden übrig, als an ihr Unglück, und ihren Verlust zu glauben? Wer konnte der Offizier gewesen seyn, der die theuern Ueberreste mit seinem Leben zu bewahren gesucht hatte, wer anders als der edle Jüngling, der dem General das verdankte, was mehr ist als Daseyn, Erziehung und väterliche Liebe?

Still und traurig lebte sie an der Seite der Tante hin, deren Umgang und Wesen nicht darnach waren, ein gedrücktes Gemüth aufzurichten, und jener Traum und die Erzählungen der Tante von den früheren Schicksalen ihres Hauses waren die liebsten Gedanken ihrer vielen einsamen Stunden. Wunderbar verschmolz in ihrer Seele jener Rudolph von Wiernitz, dessen Schicksal ihr aus der, obgleich nicht günstigen, Erzählung der Tante wichtig geworden war, mit dem verlornen Freund, und es machte ihr eine wehmüthige Freude, wenn sie diese vermögen konnte, ihr irgend Etwas von jenem Ahnherrn zu erzählen.

So sprachen sie einst wieder bei der gemeinschaftlichen Arbeit am Rahmen von jenen Begebenheiten, die Wiernitz in die Asche gelegt, und den Stamm Rudolphs vertilgt hatten, und Mathilde erwähnte des seltsamen Traumes, den sie in der Nacht von dem Thomastag gehabt. Die Tante wurde aufmerksam, Mathilde sah, daß die Erzählung sie ergriff, und als sie zuletzt, doch ohne jener schmerzlichen Aehnlichkeit zu gedenken, mit einigen Zügen das Bild des ermordeten Ritters, wie er ihr im Traum erschienen, schilderte, rief die Tante aus: Ach, das ist ja der unglückliche Rudolph! — Rudolph? schrie Mathilde heftig erschüttert: Rudolph, sagt Ihr? Ihr wißt also? „O

es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von Bruderhand gefallen, und jener Fluch, der unser Haus verfolgt, die Rache ungesöhnter Blutschuld ist!" Mathilde schauderte, aber sie war froh, von der Tante nicht errathen zu seyn. Doch forschte sie nach, woher denn diese in jenen Zügen das Bild des Ahnherrn erkannt habe, und sie erfuhr nun, daß in dem verfallenen Theil des Schlosses, der der Sage nach den Brand überlebt habe, eine alte Kapelle sey, und in dieser ein Bild, das man nicht ohne Grund für das Bild eben dieses Rudolphs halte.

Das war für Mathilden eine Entdeckung von großem Werth. Sie bat und beschwor nun ihre Tante, ihr diese Kapelle öffnen, und das Bild zeigen zu lassen. Aber hier predigte sie tauben Ohren. Frau von Wiernitz weigerte sich durchaus, irgend eine Untersuchung in jenem durch das Gerücht und Geschwätz der Leute ohnedies verrufenen Theil des Schlosses zuzugeben, um welchen, als den Rest der Wohnung jenes ältern Zweiges ihres Hauses, sich alle jene Sagen drehten, und so mußte die Nichte für den Augenblick der Hoffnung entsagen, vielleicht Entdeckungen zu machen, die ihrem Herzen Befriedigung und einen wehmüthigen Genuß versprachen.

Aber sie gab darum ihren Wunsch nicht auf. Es lebte ein alter Diener im Hause, dem unter dem Namen eines Schloßwärters die Aufsicht und Besorgung aller Baulichkeiten und kleinen Anordnungen übertragen war. Der alte Martin hatte folglich den Zutritt und die Schlüssel zu allen Gemächern im ganzen Schlosse. Dieses Mannes, eines alten redlichen Dieners, Zuneigung hatte sich Mathilde durch kleine Gefälligkeiten zu erwerben gewußt, und er versprach ihr, sobald nächster Tage die gnädige Frau in

Geschäften nach Wien gefahren seyn würde, sie in die Kapelle zu führen, doch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit; denn wenn es Frau von Wiernitz erführe, könnte es ihm den Dienst kosten.

Der Tag der Abreise kam, und der Alte holte Mathilden, sobald er sich sicher glaubte, ab. Sie gingen über lange düstere Gänge, Treppe auf, Treppe ab, durch das halb zerfallene Gebäude, wo Alles die Vergänglichkeit menschlicher Größe, und die Nichtigkeit unsers Seyns auf Erden predigte, und blieben vor einer großen, künstlich verschnitzten Thüre stehen. Der Alte zog aus dem rasselnden Schlüsselbund einen verrosteten ungeheuern Schlüssel hervor, drehete und wendete ihn lange, und öffnete endlich. Moderduft und Eiskälte drangen Mathilden aus dem verschlossenen Raume entgegen. Da hieß ihr Begleiter sie verziehen, ging voraus, stieß einen Laden in der Höhe auf, und ein dämmerndes Licht fiel durch bunte Scheiben in das Gewölbe. Mathilde trat über einige Stufen hinab, und sah sich in einer kleinen, aller Zierden beraubten Kirche ihres Glaubens. Das aus den morschen Rahmen flatternde Altarblatt, mit dem der Luftzug spielte, die zerfallenen Betschemel, der eingesunkene Altar, und der Zweck ihres Hierseyns, Alles erfüllte sie mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth. Hier ist das Bild! sagte der Alte. Mathilde wandte sich. An der Mauer, dem Altar gegenüber, war eine Exvoto-Tafel befestiget, ein Denkmal alter frommer Zeit. Hier knieete ein Ritter in völliger Rüstung einer Frau gegenüber. Zwischen ihnen lag ein kleines Kind auf der Erde. Der Ritter und die Frau schienen sich die Hände zu reichen, und oben in den Wolken schwebte die heilige Jungfrau. Staub und Moder, die

auf dem Bilde lagen, machten es in der Dunkelheit der Kapelle beinahe unkenntlich. Mathilde brannte vor Begierde, es genauer zu sehen, sie versuchte es loszumachen, und es gelang. Sie traten aus der Kapelle hinauf in's helle Licht, der Alte wischte den Staub von dem Gemälde, und Mathilde stieß einen Schrei aus, als ihr auch hier wieder, in der Gestalt des knieenden Ritters, Biörn's Züge entgegen lächelten. Nun sah sie aber auch, daß der Ritter und seine Frau sich nicht bei der Hand, sondern über dem Kinde einen Ring hielten, der, in der Mitte zerbrochen, jedem halb in den Fingern geblieben war. In einer Ecke war das Wiernitz'sche Wappen angebracht, und einige halbverlöschte Buchstaben ließen die Namen: Herr Rudolph der Wiernitzer und seine Ehewirthin Adelheid, mehr errathen als lesen. Lange haftete Mathildens Auge auf dem Bild, indeß ihr Begleiter ihr ein Mährchen von dem zerbrochenen Ringe erzählte, wie und bei welcher Gelegenheit die liebenden Gatten ihn getheilt, wie sie ihr, ihres Kindes und ihres Hauses Glück an das Daseyn des Rings gebunden geglaubt, und wie er dann auch in dem Brand zu Grunde gegangen, und seitdem dem Hause kein günstiger Stern mehr geleuchtet habe. Mathilde hörte nicht viel von dem Allem. Vor ihrem Geiste stand das Bild des Geliebten, und immer räthselhafter, immer ungewisser ward ihr sein Schicksal und der Glaube an sein Leben oder seinen Tod. Gern hätte sie das Gemälde mit sich in ihr Zimmer genommen, aber sie konnte es nicht ohne Vorwissen des Schloßwärters, und diesen wollte sie eben so wenig zum Vertrauten eines verborgenen Schrittes, als sie ihre Tante um das Bild ansprechen mochte.

Seit diesem Tage aber dünkte ihr das alte wüste Schloß

mit seinen finstern Umgebungen nicht mehr so fremd und unheimlich. Eine stille Zuneigung zog sie an die ehemaligen Besitzer desselben. Sie forschte emsig nach genaueren Nachrichten, besonders von dem unglücklichen Rudolph; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, denn alle Spuren älterer Zeit waren in dem Brande zu Grunde gegangen, und mit diesem Ereigniß alle Fäden abgerissen, die die Folgezeit an die Vergangenheit knüpften.

Indessen war der Winter vorgerückt, tiefer Schnee bedeckte die Gegend umher, lag in ungeheueren Lasten auf den morschen Mauern und Thürmen des Schlosses, und machte oft für mehrere Tage jeden Zusammenhang mit dem etwas entfernten Dorfe unmöglich. An der Seite ihrer Tante, die sich gern in ihren Kummer versenkte, und die Stimmung, die in ihr herrschte, um sich her zu verbreiten strebte, floßen Mathildens Tage trübe hin, und ihr eigenes Gefühl war nicht darnach, um diesen Eindrücken zu widerstehen. Auch sie begleiteten düstere Bilder, an die schmerzlich beweinte Vergangenheit schloß sich eine öde Gegenwart, und die Zukunft verhieß nichts Erfreulicheres. So ging Monat an Monat vorüber, und wie traurig auch diese Einförmigkeit war, Mathilde wünschte nichts anderes; denn sie hatte nichts mehr zu hoffen auf der Welt. Eltern und Geschwister lagen im Grabe, und der einzige Freund, der ihr außer ihnen theuer gewesen, war entweder im Kampf gefallen oder doch sonst für sie verloren.

Aber die Natur, die, ewig treu, allein dem Menschen Wort hält, wenn alles Andere ihn verläßt, die Natur übte endlich auch ihre stille Gewalt über Mathildens Herz. Der Frühling näherte sich, das Leben fing an sich zu re-

gen, und das erste Erwachen der Bewegung in der erstorbenen, von Eis erstarrten Welt verkündigte sich im Geplätscher der Tropfen, die von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Dächern, im Sonnenglanz schimmernd und Farben spielend, nieder zur Erde fielen. Die Sonne blickte freundlich in die Zimmer hinein, das Herz öffnete sich dem milden Strahl, und eine Ahnung von der Möglichkeit eines besseren Zustandes drang mit dem goldenen Schimmer in dasselbe. Da brachten die Leute der Tante eines Morgens die Nachricht: einer der alten Pfeiler des Schlosses, den die Last des Schnee's zu schwer gedrückt und das Thauwetter durchdrungen hatte, sey eingestürzt, man müßte den Schutt wegräumen und schleunig nachsehen, damit nicht noch größerer Schaden erwachse. Unmuthig über diese Störung gab Frau von Wiernitz die nöthigen Befehle, und ging selbst mit Mathilden nachzusehen. Der Schutt war weggeräumt, und an der Grundfeste das Erdreich aufgegraben, um sich von dem Zustand derselben zu überzeugen, als man unvermuthet auf einen Gegenstand stieß, der über alle Anwesende Erstaunen und Grauen verbreitete. Unfern der Grundfeste, auf der der Pfeiler stand, lag ein Gerippe in der Erde, das mit beiden Armen ausgestreckt, und wie gekreuziget am Boden befestiget war. Alles drängte sich herzu, diesen seltsamen Fund zu betrachten, aber vor den Uebrigen fühlte sich Mathilde durch tiefes Mitleiden zu den Resten des Unglücklichen gezogen. Im Haupte steckte ein Pfeil, in der Schulter ein zweiter; es schien ein junger hochgebildeter Mann gewesen zu seyn. Sie faßte den Pfeil an der Schulter an, er zerfiel in Staub, so wie der andere; und tief gerührt blickte sie wieder auf die martervolle Stellung, in

der der Bedauernswürdige sein Leben unter tausend Qualen verhaucht haben mußte. Vielleicht hatte eine geliebte Braut vergebens seine Rückkehr aus dieser letzten Fehde erwartet, vielleicht waren eine treue Gattin und verlassene Kinder bei der Schreckensnachricht, auf welche Art der Gatte und Vater geendet hatte, ein Raub des Jammers geworden!

In diesen Träumen störte sie das Geräusch der herbeieilenden Menge, die, von dem Gerüchte der wunderlichen Entdeckung gelockt, aus Schloß und Dorf herzuströmte, sich in Bemerkungen und Betrachtungen ergoß, und das, was sie vor Augen sah, geschäftig und sinnreich mit dem verband, was von der Unheimlichkeit, und den seltsamen Ereignissen im Schlosse ohnedies in Jedermanns Munde war. Frau von Wiernitz, die der ganze Vorfall schon längst widerwärtig angeregt hatte, wurde nun durch diese Gespräche vollends erzürnt; sie befahl ihren Leuten, das Volk auseinander zu jagen, und die Gebeine sogleich wieder zu verscharren, wo man sie gefunden, damit den einfältigen und ärgerlichen Gesprächen ein Ende gemacht werde. Sie selbst aber wandte sich dem Schlosse zu, und befahl Mathilden, ihr zu folgen.

Ungern trennte sich diese von den Resten, die ihr lieb geworden waren, und noch unwilliger hörte sie den Befehl der Tante. So sollte dieser Unglückliche, dem ein so entsetzliches Loos zu Theil geworden war, auch jetzt nach Jahrhunderten, da ein Zufall den Nachkommen sein Grab und die an ihm ausgeübten Gräuel entdeckt hatte, noch einmal mißhandelt, und der Ruhestätte in geweihter Erde beraubt werden! Das schien ihr grausam, frevelhaft. Sie faßte ein Herz, sie folgte der Tante nach, und durch Bitten und

Flehen, am meisten aber durch die Vorstellung, daß das rechtmäßige Begräbniß des Unglücklichen vielleicht seinem Schatten, und somit dem Schlosse und der Gegend die längst gewünschte Ruhe gewähren könne (denn er möge nun Hussite oder Katholik, Böhme oder Oesterreicher gewesen seyn, so war er ein Christ), erwirkte sie endlich die Erlaubniß, den Pastor rufen zu lassen, und mit ihm wegen der Beerdigung zu sprechen.

Die Anstalten wurden getroffen, Mathilde, die nun einmal in lebhaftern Antheil für den Unglücklichen aufgeregt war, war überall selbst dabei, und ließ in ihrer Gegenwart die Gebeine aus der Erde nehmen. Aber indem man sie unter frommen Gesang und Beten erhob, sah sie etwas am Boden schimmern. Sie bückte sich darnach. Es war ein goldner, mitten auseinander gebrochener Ring, an einem Stück durch Zeit und Feuchtigkeit verwitterter Kette befestiget. Staunend und bestürzt hielt sie den zerbrochenen Reif in der Hand, das Votivbild in der Kapelle fiel ihr ein, und halb mit Schauer, halb mit Freude und Wehmuth ward es ihr gewiß, daß die zerfallenden Gebeine, welchen sie bemüht war die letzte Ehre zu erweisen, unzweifelhaft die Ueberreste jenes unglücklichen Rudolphs von Wiernitz waren. Von diesem Augenblicke an waren sie ihr noch theurer, als vordem. Mit Andacht und Wehmuth wohnte sie der ganzen Feierlichkeit bei, und das Bild des grausam ermordeten Ritters, das mit einer geliebten Gestalt so viel Aehnlichkeit hatte, sein entsetzliches Schicksal, der Jammer seiner Gemahlin, wenn sie vielleicht Zeugin von dem Martertod ihres Gatten hatte seyn müssen, begleiteten und beschäftigten sie den ganzen Tag. Von ihrem Fund sagte sie der Tante nichts, und verwahrte die theure

Reliquie mit sorglicher Treue. So kam der Abend, und die Nacht. Mathilde verschloß, wie immer, die Thür ihres Zimmers, betete inbrünstig für alle lieben Entschlafenen, unter welche sie nun auch Ritter Rudolph von Wiernitz zählte, und schlief ruhig ein. Sie glaubte zu erwachen vom Schlag der Mitternacht an der Thurmuhr des Schlosses. Ihre Thüre ging auf, das Gerippe, welches sie heute hatte bestatten helfen, trat in's Zimmer, und, wie sie zitternd ein Kreuz um's andere schlug, vor ihr Bette. Fürchte dich nicht! sprach eine Stimme, die Mathildens zagende Seele sanft berührte: Ich bin kein verworfener Geist; das heilige Zeichen, welches deine Hand macht, ist auch mir das Panier der Erlösung und des Siegs. Ich komme dir zu danken. Du hast mich begraben, du hast meinen sterblichen Resten die Wohlthat einer geheiligten Ruhestätte angedeihen lassen, ich will dir meine Dankbarkeit beweisen. Komm' in die Waldkapelle! Dort erwarte ich dich.

Bei diesen Worten schien es Mathilden, als wäre die Erscheinung verschwunden, sie aber kleidete sich an, und verließ muthig ihr Zimmer. Wie sie auf die Treppe kam, begegnete ihr der alte Schloßwärter. Wohin, edles Fräulein, so spät in der Nacht? Mathilde erzählte ihr Gesicht. Der Alte schüttelte das Haupt: „Und Ihr wollt gehen, und so allein?“ Sie bejahte. „Nein, Fräulein, das gibt der alte Martin nicht zu.“ Und somit begleitete er sie. Sie gingen durch den Forst einen langen mühsamen Weg. Endlich kamen sie an die Stelle. Da stand ein Kirchlein vor ihnen, einsam und verlassen, die Pforte war offen, sie traten hinein, und Rudolph von Wiernitz, nicht mehr als grausendes Gerippe, sondern blühend in jugendlicher

Schönheit mit den theuren Zügen, die Mathilden so wohl bekannt waren, kam freundlich auf sie zu, und führte sie bis in die Mitte der Kirche. Hier, sprach er, und wies auf einen Grabstein von rothem Marmor, auf welchem ein frommer Mönch in betender Stellung gegraben war: Hier öffne, und was du findest, wird meinem Geist die Ruhe, dieser Gegend den Frieden, und dir den Lohn deiner Güte geben! Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt in Schimmer. Mathilde erwachte. Sie richtete sich auf. Es war still und einsam um sie her. Der Mond schien hell in's Fenster, und nicht ohne Schrecken sah sie die Kammerthür offen, welche sie am Abend geschlossen zu haben sich wohl erinnerte. Jetzt schlug die Thurmuhr Eins. Ein Grauen überlief sie — sie wußte nicht, ob sie gewacht oder geträumt habe, und so zwischen Furcht und stiller Freude über die Befriedigung des verehrten Schattens, zwischen wehmüthiger Erinnerung an den verlornen Freund und dem Grauen vor allen den unheimlichen Umgebungen hielt der aufgeregte Geist sie wach, bis spät gegen den Morgen ein kurzer Schlummer die unruhige Natur in ihr besänftigte.

Sie erwachte heiter; aber der Traum, oder das Gesicht der Nacht war ihr erster Gedanke, und der Entschluß, das Kirchlein zu suchen, ihr erstes Beginnen. Sie kleidete sich an und verließ ihr Zimmer. So wie sie auf den Vorplatz an der Treppe trat, stand Martin, guten Morgen wünschend, vor ihr. Sie trat befremdet zurück. Schon so früh auf, gnädiges Fräulein? sagte er. „Ich will spazieren gehen, der Morgen ist heiter." Aber kalt, edles Fräulein! Wir haben einen tüchtigen Reif gehabt. „Thut nichts", erwiederte Mathilde, „ich möchte gern einmal in

die Waldkapelle.“ Waldkapelle? wiederholte der Alte wundernd: Hier ist keine Waldkapelle. — Doch, doch! versetzte Mathilde: Ostwärts vom Schlosse gegen Wolkersdorf zu. „Ja, meint Ihr das alte Gemäuer? Das kenne ich wohl. Es soll einmal vor uralter Zeit eine katholische Kirche da gestanden haben; jetzt sind nur noch Trümmer davon übrig. Ich dachte nicht daran, und glaubte nicht, daß Ihr darum wüßtet.“ Mathilden wurde immer seltsamer zu Muthe bei diesem wunderbaren Zusammentreffen. Martin führte sie. Es war derselbe Weg, den sie aus ihrem Traum kannte, dieselben Gruppen der Bäume, dasselbe Wachholdergebüsch, durch welches der mühsame Pfad ging. Endlich kamen sie auf einen kleinen freien Platz. Hier ist es! sagte Martin, und wies auf einige zerfallene Mauern, welche zwischen Farrenkraut und Immergrün bemoost hervorblickten. Mathilde trat in den Umkreis der Trümmer. Jemehr sie sie betrachtete, je gewisser schien es ihr, daß diese Ueberreste einst jene Kapelle ausgemacht haben müßten, in der sie sich diese Nacht befunden, und, indem sie nicht weit von der Stelle, wo nach ihres Begleiters Ausspruch der Hochaltar gestanden hatte, den Boden von Tannennadeln und Gestripp ein wenig reinigte, glaubte sie deutlich den rothen Marmor des Grabsteins zu erblikken. Tief ergriffen und wunderbar bewegt, verließ sie endlich den geheimnißvollen Ort, und beschloß ihre Tante zu vermögen, daß sie den Schutt aufräumen, und nach dem ausdrücklichen Gebot des Gesichts, das nun schon durch so manches Zusammentreffen bestätigt war, dasjenige suchen lassen sollte, was ihnen Allen Glück und Ruhe verhieß. Aber hiervon wollte Frau von Wiernitz nichts wissen. Treu ihrer herrschenden Ansicht, alle diese Erzäh-

lungen ins Reich der Träume zu verweisen, schlug sie Mathilden ihre dringende Bitte rund ab, und ein ausdrückliches scharfes Verbot mit Androhung augenblicklicher Entfernung aus dem Schlosse hielt sowohl diese als den Schloßwärter von jedem Versuche ab, den sie vielleicht insgeheim gewagt haben würden.

Unterdessen war der Frühling vorgerückt. Die Kriegsoperationen in Böhmen fingen wieder an. Die schwedischen Heere unter Torstensohn machten reißende Fortschritte; bald standen sie in Mähren, und endlich drangen sie sogar nach Oesterreich vor. Mathilde hatte dieses Unglück ihres Vaterlandes mit Angst und Trauer wachsen und sich nähern gesehen, aber äußern durfte sie diese Gefühle nicht, wie sie in ihrem Herzen lagen; denn im Hause der Frau von Wiernitz dachte man viel anders. Hier schienen Schwede und Protestant keine so feindlichen Begriffe zu seyn, und Alles, wovor man zitterte, waren die Schrecken und Verheerungen, wenn, wie es nach und nach den Anschein gewann, das Kriegstheater sich gegen die Donau, und also in die Gegend von Wiernitz ziehen sollte.

Da wurde eines Morgens Mathilde zu ihrer Tante gerufen. Sie fand sie mit jenem unglückdeutenden Gesichte, das bei jedem unerwarteten oder unangenehmen Vorfall dem ganzen Hause Uebles verkündete. Es sind schlimme Nachrichten eingelaufen, mein Kind, hub sie an: Die Schweden rücken gewaltig vor, ihre Vorposten streifen bereits bis Horn und Zwetl, der Kaiser rüstet sich, seine Hauptstadt zu vertheidigen, und dem Erzherzog Leopold Wilhelm ist das Commando aufgetragen.

Dafür sey Gott gedankt! rief Mathilde, und wollte noch mehr sagen; aber ein strenger Blick der Tante machte

sie verstummen: Schweig' mit deinen thörichten Hoffnungen! Je hartnäckiger der Widerstand, je länger und blutiger der Kampf. Ausrichten werden die Kaiserlichen doch nichts gegen die Schweden; so haben wir die Qual nur länger zu tragen, denn es ist kein Zweifel mehr, daß der Krieg sich in unsere Gegend zieht.

So laßt uns fliehen!

Fliehen? antwortete die Tante: Und Alles, was ich besitze, im Stiche lassen?

Nur nach Wien —

Wo man meine Glaubensgenossen mit Haß und Widerwillen ansieht? Wo der Kaiser, zwar nicht so grausam wie sein Vater, aber dennoch —

Verzeiht, gnädige Tante! Ferdinand der Dritte ist mild und gütig —

Jungfer Nichte! Wenn ich Zurechtweisungen und Belehrungen brauche, werde ich sie nicht bei einem achtzehnjährigen Mädchen suchen. Alles, was du zu thun hast, ist, für das zu sorgen, was ich dir auftrage. Es müssen Vorräthe aller Art herbeigeschafft, und Alles zur anständigen Aufnahme derjenigen bereitet werden, die ihr Siegeslauf bald hierher führen wird. Jetzt geh', und sprich mit dem Haushofmeister!

Mathilde ging mit schwerem Herzen. Die Schrecken des Krieges, denen sie in den glücklichen Fluren von Oesterreich entflohen zu seyn glaubte, sollten sie auch hier ereilen, die schwedischen Truppen, deren Art und Wesen sie aus trüber Erfahrung kannte, sollten auch hier ihr freudenloses Leben verbittern, und kein edles geliebtes Herz unter ihnen, wie ehemals, der verehrte Schutzgott der bedrängten Gegend werden. Aber es galt zu handeln und

nicht zu trauern; und so weh es ihrem Herzen that, die Gesinnungen zu bemerken, mit welchen Frau von Wiernitz und das ganze Haus die Ankunft der Schweden erwarteten, so sah sie doch ein, daß, man möge gesinnt seyn, wie man wolle, mit Ernst und Eifer auf ihren Empfang, und ihre Verpflegung gedacht werden müßte.

Indessen kamen Nachrichten auf Nachrichten von dem unwiderstehlichen Vorrücken der Schweden, und wie auf der andern Seite alle Anstalten zur tapfersten Gegenwehr gemacht, Wien befestigt, die Auen verschanzt würden, und der Erzherzog sein Lager in dem Theil derselben, der die Brigittenau heißt, aufgeschlagen habe, fest entschlossen, die Ankunft der Schweden hier hinter der Schutzwehr des heimischen Stromes zu erwarten, und die Hauptstadt mit seinem und seiner treuen Oesterreicher Blut auf's Aeusserste zu vertheidigen.

In Wiernitz dachte man anders. Die Schweden wurden hier mit stolzen Hoffnungen erwartet, und Alles, was man von den Anstalten an der Donau hörte, mit Unwillen oder Verachtung aufgenommen. Jene wurden bald erfüllt. Die Schweden rückten an, sie breiteten sich in der flachen Umgegend aus, und in Wiernitz wurde eine Art von Hauptquartier errichtet, von wo aus Befehle und Nachrichten nach allen Seiten ausgingen und wieder einliefen.

Mathilde erblickte die ersten ihrer Schaaren mit Schrecken und Trauer. Es waren dieselben Feinde, die ihrem Hause und ihrem Lande schon so viel Uebles zugefügt hatten; es war dasselbe Regiment, unter welchem nur derjenige allein sich nicht mehr befand, dessen Wiedersehen sie für alles erlittene Ungemach hätte trösten, von dessen Den-

kungsart sie auch hier Schutz und Erleichterung für ihre Landsleute hätte hoffen können. Sie erkundigte sich um den vermißten Kameraden. Ihr Traum, ihre Ahnung hatten nur zu wahr gesprochen: er war an der Seite seines Pflegvaters, dessen Leiche er den Feinden nicht lassen wollte, unter ihren Säbelhieben gefallen.

So war denn auch der letzte schwache Funke von Hoffnung ausgelöscht, und Mathilde ergab sich mit stiller Fassung in ihr Geschick, jetzt entschlossener als vorher, Alles zu ertragen, und über nichts mehr zu klagen; denn das Leben hatte keinen Reiz mehr für sie, und sie betrachtete es nur als den düstern, steinichten Uebergang in ein besseres Seyn, wohin ihr Alles, was sie liebte, schon vorangegangen war.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage lebhafter. Immer mehr Truppen zogen sich in der Gegend zusammen, und immer höher schwollen die Hoffnungen der Frau von Wiernitz und Aller, die so dachten, wie sie. Die Schweden schickten sich an, vor Wien selbst zu rücken, und eines Morgens weckte der Donner der Kanonen, die aus der Wolfsbrücken-Schanze gegen die Stadt flogen, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Alles eilte auf die Zinnen, auf die Thürme, um zu schauen. Alles war in froher Erwartung. Schon sah man die stolze Hauptstadt gedemüthigt, die ungeliebten Fürsten entflohen, die Schweden siegreich in den Kaiser-Palast einziehen, und die neue Lehre und die neuen Rechte sich von dort aus über das ganze Land verbreiten.

Aber wie die Sonne höher stieg, schien der Lärm der Schlacht sich zu nähern. Immer stärker wurde der Donner des Geschützes, immer ängstlicher die Gesichter. Unter

den Schweden, die im Schloß geblieben waren, entstand ein unruhiges Murmeln. Plötzlich sprengten zwei Offiziere in den Hof. Fort! Fort! riefen sie: Alles ist verloren, wir sind geschlagen, der Erzherzog rückt an. Schnell wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, das Gepäck auf die Wägen geworfen, Verwundete, Fliehende kamen in geschreckter Eile an, Verwirrung und Lärm war allgemein, das Schloß erscholl von Flüchen und Klagen, und nur Ein Herz war, dem alle diese Mißtöne als die süßeste Musik klangen; denn sie verkündeten ihm den Sieg der Seinigen, die Erhaltung des geliebten Herrschers und des väterlichen Glaubens. Doch mitten in ihrer Freude vergaß Mathilde ihrer Pflichten nicht. Sie wich keinen Schritt von ihrer Tante, deren Lage in diesem Augenblick wirklich peinlich war, sie tröstete sie, so gut sie konnte, sie wies sie auf die allbekannte Milde des Habsburg'schen Hauses hin, und ließ sie Verzeihung und Nachsicht für die verlassene Wittwe hoffen, die dem Drange der Umstände nicht zu widerstehen vermocht hatte. So flößte sie zuerst Fassung, dann einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz, während nach und nach das Schloß von Schweden leer ward, und, wie sie abgezogen waren, entfernter Trompetenschall die Ankunft der kaiserlichen Reiterei verkündigte, welche die Fliehenden verfolgte. Frau von Wiernitz schrak zusammen; aber in Mathildens Herz zogen mit dem lang entbehrten Gefühl von Freuden süße, ihr unerklärliche Hoffnungen ein. Immer näher und näher kam der Schall. Mathilde vermochte nicht zu bleiben, sie flog die Treppe in den alten Thurm hinan. Da sprengte der Haufe blinkender Kürassiere schon über die Ebene daher, und verlor sich im Walde; bald erschienen immer mehr und mehr

der kaiserlichen Schaaren, und endlich, von vielen Offizieren in schimmernden Rüstungen und Uniformen umgeben, der Erzherzog selbst, ein milder Engel und muthiger Held zugleich. Sie nahmen ihren Weg gerade auf's Schloß zu, und Mathilde hatte eben noch so viel Zeit vom Thurme herabzueilen, um den Ankommenden auf der Treppe zu begegnen. Ein kaiserlicher Offizier eilte über den Hof die Stufen herauf, er stand vor Mathilden, und mit einem Schrei des Schreckens und der Freude fuhr diese zurück — denn es war Liljenholm. Auch er erschrak bei ihrem Anblick, und es währte einige Sekunden, bis die Glücklichen sich fassen und ihre Seligkeit begreifen konnten. Aber zu Erklärungen war keine Zeit. Liljenholm war als Bote seines Herrn, des Erzherzogs, da. Mathilde eilte zu ihrer Tante, sie von der Ankunft des erhabenen Gastes zu benachrichtigen; aber Frau von Wiernitz fühlte sich außer Stande, ihn zu empfangen, sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und Mathilde mußte ihre Stelle vertreten.

Der Erzherzog kam. Er besah die Gegend, das Schloß, und fand es geeignet zu einem Aufenthalt von ein Paar Tagen. Mathilde, von Liljenholm und einem Adjutanten des Prinzen begleitet, eilte überall selbst hin, gemeinschaftlich mit ihnen Alles zu betreiben und zu veranstalten, was für den Aufenthalt des Feldherrn und seiner Begleitung nöthig war, und kehrte endlich nach einer Stunde, in welcher es ihnen nicht möglich war, mehr als einzelne Worte zu wechseln, in den Saal zurück, wo der Erzherzog sie erwartete, und mit freundlicher Huld für ihre Mühe dankte. Und erst hier, in dieser sonst Ehrfurcht gebietenden Gegenwart, erfuhr Mathilde theils aus dem Munde ihres Freundes, theils aus dem seines neuen Beschützers das Schicksal desselben. Er hatte, seinem

Vorsatz treu, seinen Pflegevater nicht einen Augenblick verlassen, er hatte in der Schlacht mehr als ein Mal für sein Leben gewacht, bis endlich seine treue Liebe den Todesstreich in einem unglücklichen Momente nicht mehr aufhalten konnte. General Liljenholm fiel an der Seite seines Pflegesohns, und dieser sank nach fruchtlosem Kampf um die theuern Ueberreste sterbend auf ihn nieder. Dies Beispiel kindlicher Liebe rührte den kaiserlichen General. Er ließ sich nach dem Gefecht auf den Platz führen, wo der gute Sohn, einem Sterbenden gleich, auf der Leiche seines Wohlthäters lag. Man fand noch Leben in ihm; der General ließ ihn mit Sorgfalt pflegen, und als er die Bewegung der Reise vertragen konnte, ging er nach Wien, sich dort unter geschicktern Händen und in ruhigeren Umgebungen völlig herstellen zu lassen. Es war aber nicht blos diese Rücksicht, die ihn in die Kaiserstadt führte, es war jener Wunsch, der lange in seiner Brust lag, und ihn mit geheimer tiefer Sehnsucht nach Oesterreich zog, als dem Lande, wo alle Stürme seines Herzens gestillt, und aller Kampf Frieden werden sollte. In Wien lernte er den Erzherzog Leopold Wilhelm kennen, den das Gerücht auf den jungen kriegsgefangenen Schweden aufmerksam gemacht hatte, und bald hatte Jener in dem Fremden das treue offene Gemüth, dieser in dem Prinzen den Herrn erkannt, dem er am liebsten in der Welt dienen wollte. An Schweden knüpften ihn fürder keine Bande mehr; seine Eltern waren längst begraben, der General todt. Glauben, Meinung und stille Wünsche stimmten für das neue Vaterland; er nahm mit freudigem Muthe Dienste unter des Erzherzogs Truppen, der ihn immer lieber gewann, und mit tausenderlei Banden an seine Person zu ketten wußte, und so war es geschehen, daß er jetzt mit ihm auch nach Wiernitz kam, und unverhofft Jene fand, deren Bild mit stets gleicher Wärme in

seiner Brust gelebt, und die er auf Erden nie wieder zu sehen gefürchtet hatte.

Dem gütigen Fürsten hatten früher manche Aeußerungen seines Begleiters und in diesem Augenblick sein Herz, das die Bewegungen der Liebenden trotz der Fassung verrieth, die seine Gegenwart von ihnen erzwang, eine deutliche Ansicht ihrer Lage gegeben, und er sann mit schöner Freude darauf, sie glücklich zu machen, als plötzlich Liljenholms Blick auf dem Wappenschild der Wiernitzer hangen blieb, das über der Eingangsthüre des Saals prangte. Mein Gott! rief er aus: Was ist das für ein Wappen! Das der Herren von Wiernitz, sagte Mathilde, der Besitzer dieses Schlosses. Wiernitz? Wiernitz? rief Liljenholm erschüttert: Seltsamer Zufall! Er zog ein alterthümliches Siegel aus einer Kapsel hervor. Hier ist auch das Wiernitz'sche Wappen, sagte er, und verglich prüfend das Siegel mit dem Schilde: Alle Zeichen treffen zu. Der Erzherzog besah es ebenfalls, und auch er erkannte mit Erstaunen die Gleichheit beider Wappenschilde. Woher habt Ihr das Siegel, Herr Rittmeister? „Es ist ein Erbstück meiner Väter, ein Kleinod, das sie als einen unverlierbaren Schatz durch zweihundert Jahre treu bewahrt haben, das jedesmal der sterbende Vater dem Sohn übergab, und ihn schwören ließ, es nie unter keinerlei Bedingung zu veräußern.

Und Eure Eltern waren Bauersleute? sagte der Fürst.

Arme Bauersleute an der Küste der Ostsee, auf einem Rittergute des Generals von Liljenholm.

Sonst habt ihr aber nichts, das auf irgend einen Zusammenhang deuten, oder über den Ursprung Eures Hauses einiges Licht verbreiten könnte?

Doch! antwortete Liljenholm, und wandte sich seitwärts, um eine Schnur herauszuziehen, die er unter den Kleidern auf der Brust trug. Hier, gnädigster Herr!

fuhr er fort, indem er dem Erzherzog ein Stück eines zerbrochenen altmodischen Ringes überreichte. Auch dieses ist ein heiliges Andenken meiner Ureltern! Sie waren keine eingebornen Schweden; der Erste meines Stammes wurde vor zweihundert Jahren als Kind aus Deutschland dahin gebracht, und es hat sich mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes die Sage in unserm Hause erhalten, daß jenes Kind von einem edlen Stamme, durch Zufall gerettet, oder entwendet, und von einem treuen Knechte, der ein geborner Schwede war, nach dem Vaterlande dieses letztern geführt worden sey. — Jetzt nahm auch Mathilde den zerbrochenen Ring aus Liljenholms Hand. Ach Gott! rief sie mit einem leichten Erschrecken: Ist's möglich? Dieser Ring! Wartet einen Augenblick, Herr von Liljenholm! Ich bin sogleich wieder hier.

Sie eilte fort, und war in ein paar Minuten mit dem Ringüberreste wieder da, den sie bei den Gebeinen des unglücklichen Rudolphs von Wiernitz gefunden hatte. Man fügte die Stücke zusammen, sie paßten vollkommen, und der Ring war ganz. Erstaunt hielt ihn der Erzherzog zwischen den Fingern, und betrachtete den wunderbaren Fund, und nun wurde Mathilde aufgefordert, zu erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war.

Liljenholm wurde seltsam zu Muthe bei diesem Berichte. Ihm war, als lös'ten sich alle verworrenen Bilder seiner Seele in klare Gedanken auf, als finge er erst jetzt an, sich und die wunderbaren Führungen seines Lebens zu verstehen. Alles, was ihn umgab, schien sich mit ihm zu befreunden, diese Ahnenbilder umher im Saale, diese Rüstungen, die Menschen getragen hatten, deren Blut wahrscheinlicher Weise in seinen Adern rollte! Mathilde hatte schon eine Weile geendet, als er aus tiefem Nachdenken erwachend plötzlich aufsprang und rief: Edles Fräulein! Führt mich zu Eurer Tante! Laßt mich der

meine Ehrfurcht bezeigen, die wohl die einzige Uebrige dieses Hauses ist! Mathilde zögerte; sie kannte die Denkart ihrer Tante. Doch ging sie endlich, aber es brauchte einige Zeit, bis es ihr gelang, den Widerwillen derselben zu überwinden. Sie nannte die ganze Sache ein Mährchen, den Fremden einen Abenteurer, und nur die Scheu vor dem Erzherzog vermochte sie endlich, seinem Liebling das geforderte Gehör nicht zu versagen.

Liljenholm trat ein. Frau von Wiernitz schwieg einen Augenblick betroffen bei seinem Anblick, denn es war die Gestalt jenes Ahnherrn, die sie nur zu wohl kannte, und an welche sie nie ohne geheimes Grauen dachte. Sie empfing ihn artig. Sie hatte sich vorgenommen, fremd und kalt gegen den Abenteurer zu seyn, aber es war etwas in dem Betragen des Jünglings und in seiner Gestalt, das ihr erst Achtung, dann sogar ein leises Gefühl von Wohlwollen aufdrang. So fremd ihrem Wesen diese Empfindung war, so wenig unangenehm schien sie ihr doch, und diese Stimmung gab ihr eine angenehme Freundlichkeit, welche auch den Jüngling in kindlicher Neigung zu ihr zog. Er faßte bei'm Fortgehen nicht ohne Rührung ihre Hand, und sagte: Wie es auch immer mit meiner Herkunft beschaffen seyn mag, edle Frau, Ihr erlaubet mir doch, Euch zu verehren, und Euch in den jetzigen Umständen meine Dienste anzubieten, so geringfügig das ist, was ich Euch leisten kann. Frau von Wiernitz dankte ihm herzlich, und äußerte gegen Mathilden, als er fort war, daß sie sich nie einem Menschen in den ersten Stunden so geneigt gefühlt habe, als diesem Fremden, und daß sie sich diesen Eindruck durch nichts zu erklären wisse, als durch das seltsame Spiel der Natur, die in seiner Bildung zufällig eine alte Gestalt ihres Hauses wiederholt habe. Von wirklicher Verwandtschaft, von jenem geheimnißvollen Zusammenhang wollte sie nichts wissen, und nannte Alles,

was Mathilde erzählte, Werk des Zufalls. Selbst als man ihr die zwei Ringhälften und das Siegel ihres Hauses wies, hörten ihre Zweifel nicht auf; denn konnten nicht in zweihundert Jahren ein paar unbedeutende Kleinigkeiten durch Ungefähr, und seltsame, obwohl sehr natürliche Ereignisse in allerlei Hände gekommen seyn? Bei diesem fortwährenden Unglauben blieb nur noch ein Beweis übrig, das, was nach dem Ausspruch des Traumgesichts unter den Trümmern der Waldkapelle verborgen lag. Hier stellte sie ihnen jene tausend Bedenklichkeiten entgegen, die sie früher gegen Mathilden geltend gemacht hatte. Diesmal entkräftete sie ein Wort des Erzherzogs. Man verfügte sich in den Wald, die Ruine wurde gefunden, der Grabstein erhoben. In einem metallenen Sarge lag neben Gebeinen und einigen Resten, die auf den geistlichen Stand des Begrabenen schließen ließen, eine Kapsel, und in derselben eine Schrift, die der Erzherzog entfaltete, und nicht ohne Mühe die halbverblichenen alterthümlichen Züge entzifferte.

Es war eine Urkunde, mit Insiegel und Zeugen-Unterschrift gehörig verwahrt, und geschrieben am Sanct Thomas, des heiligen Zwölf-Boten-Tage im Jahre des Heils eintausend, vierhundert und fünfzig von dem damaligen Pfarrer des Orts, einem Mönch aus Kloster Zwetl, den sein Gewissen und Gefühl drängte, was er mit Grauen erlebte, und wovon der Zufall ihm die Mitwissenschaft aufgedrungen, der Nachwelt, zu vielleicht künftiger Vergütung, aufzubewahren. Der fromme Mönch bezeugte in dieser Schrift mit klaren Worten, und aus dem Munde eines Augenzeugen, des treuen Biörn's, eines gebornen Schweden und Schildknappen Herrn Rudolphs, daß Max von Wiernitz der Mörder seines Bruders gewesen sey, daß Rudolph ihn im Gefecht vermieden, so lanz' er gekonnt, und daß er gegen den Bruder nur sein Leben vertheidigt

habe. So sey er dann bald als ein Opfer seines brüderlich frommen Sinnes gefallen, von dem unmenschlichen Sieger seiner Waffen beraubt, und sein Leichnam den wüthenden Kriegesgesellen zu Schimpf und Mißhandlung überlassen worden, die, als sie noch Leben in ihm verspürt, ihn mit Händen und Füßen nicht weit von seinem Schloß am Boden angenagelt und mit Pfeilen auf ihn geschossen hätten, in welcher grausamen Lage er noch die Flammen seines Hauses aufgehen und seine geliebte Ehewirthin in denselben elendiglich umkommen gesehen. Der treue Knecht Biörn aber hätte Mittel gefunden, mitten aus den Flammen das zweijährige Söhnlein seines Herrn zu retten, und sich mit ihm zu dem Pfarrer, dessen Kirchlein und Haus ziemlich weit vom Schlosse im Föhrenwald lag, zu begeben. Einige Tage hielten sie sich daselbst verborgen; als aber ein ungewisses Gerücht sich verbreitete, daß das Kind gerettet, und also ein Erbe des ermordeten Herrn Rudolphs am Leben sey, wurden auf Befehl seines Bruders die schärfsten Nachsuchungen angestellt, und ein Preis auf das Leben des armen Kleinen gesetzt. Nun, fuhr der Pfarrer in seinem Bericht fort, hielt ich nicht für rathsam, das Kind länger in meinem Hause, und in einer Gegend zu behalten, welche von den gottlosen Ketzern nach allen Richtungen durchstreift und unsicher gemacht wurde. Ich wurde also mit dem treuen Biörn dahin eins, daß er das kleine Herrlein einstweilen mit sich nehmen, und in seinem Vaterlande bei seinen Freunden, als wohin er zu gehen gedachte, bergen, zum Abzeichen aber der edlen Herkunft des Kindes ein Petschaft seines Vaters, welches mir als Geheimschreiber zur Aufbewahrung übergeben war, und überdies jenen halben goldnen Fingerreif mitnehmen sollte, den die selige Mutter einst in einem Stündlein trüber Ahnung, in welchem ihr und ihres Hauses entsetzliches Geschick vorging, vom Finger gezogen, mit Hülfe ihres Eheherrn zer-

brochen, und selben sowohl als dem Kinde, als denen ihr liebsten zwei Wesen auf Erden, zum ewigen Andenken zu tragen befohlen, als Sinnbild, wie sie gleichsam auch ihr Herz zwischen ihnen getheilt habe.

Dieses that nun der Knecht auf mein Begehren. Er schied in der Nacht von mir, indem er das Kind in seinen Armen vor sich auf dem Pferd hielt, und verhieß mir mit einem heiligen Schwur, des Knaben treulich zu warten, ihn in der allein seligmachenden Kirche nach altem Glauben zu erziehen, und ihm einst die beiden Abzeichen seiner Geburt bei reifen Jahren zu übergeben, wenn es mir nicht früher so gut werden sollte, ihm eine günstige Nachricht von einer etwanigen Veränderung der Dinge bei uns zu geben. Aber, daß Gott erbarm! es hat sich nur Alles in's Schlechte verändert. Herr Max von Wiernitz ist aus Böhmen gekommen, um das Erbtheil seines von ihm erschlagenen Bruders in Besitz zu nehmen, und hauset nun nach seinem harten Sinn und ketzerischen Glauben über die armen Leute, die mit schwerem Herzen der besseren Zeiten und ihres vorigen Herrn gedenken. Auch ist Frieden und Ruhe aus der Gegend gewichen, und es zeigt sich das göttliche Mißfallen aus den hier verübten Gräuelthaten durch allerlei erschreckliche Zeichen, welche seitdem jeden Sanct-Thomas-Abend sich im Schloß oder um dasselbe herum ereignen. Es ängstigen sich die Leute und wissen nicht recht, was das Ding bedeuten will. Ich aber weiß es nur zu gut, als den der treue Knecht von Allem belehrt, und der es vergeblich oft versucht hat, das Gewissen des ungerechten Räubers und Brudermörders zu rühren. Da solches nicht geschehen konnte, erkannte ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht sey, und daß er vielleicht dem gestrengen Herrn Max, wie einst dem Pharao, geflissentlich das Herz verhärtet habe, um dereinst ein Beispiel der göttlichen Strafe an ihm oder seinem Hause aufzustellen. Somit habe ich von je-

nen vergeblichen Versuchen abgelassen, mir es aber nicht verwehren können, die wahre Beschaffenheit der Dinge und das Geheimniß von dem eigentlichen Mörder meines geliebten Herren, wie auch von der Rettung und dem Leben seines Kindes, als rechtmäßigen und einzigen Herrn dieses Schlosses und aller dazu gehörigen Ländereien, mit meiner Namensunterschrift und daran gehängten Insiegel, von drei glaubhaften geschwornen Zeugen unterschrieben, zu bekräftigen und auf künftige Zeiten aufzubewahren.

Mit steigender Bewegung hörte Liljenholm die Schrift des guten Mönchs und in ihr das unläugbare Zeugniß seiner Abstammung verlesen. Der Erzherzog hieß ihn am Schluß desselben niederknieen auf dem Grab des ehrlichen Mannes, der vor zweihundert Jahren treu und gewissenhaft für das Glück des Ungebornen gesorgt hatte. Dann zog er den Degen und sprach: Mit Vorbehalt der Genehmigung meines kaiserlichen Bruders und Herrn erkenne ich Euch hiermit als den einzigen und rechtmäßigen Besitzer und Erben des Namens und aller Güter der Freiherren von Wiernitz, und belehne Euch indeß im Voraus in meines Bruders, des Kaisers, Namen damit. Steht auf, Herr von Wiernitz, und sehet diese Anerkennung nicht blos als eine Handlung der strengsten Gerechtigkeitsliebe, sondern auch als einen Beweis an, wie gern ich Euch die mir und meinem Hause geleisteten Dienste zu belohnen geneigt bin!

Man kehrte nun in's Schloß zurück, wo Mathilde und die Tante mit sehr verschiedenen Empfindungen, aber Beide mit gespannter Erwartung der Wiederkehrenden harrten. Der Erzherzog ließ sich sogleich bei der Besitzerin des Schlosses melden, und stellte ihr, nachdem er sie die Urkunde hatte lesen lassen, in dem Rittmeister Liljenholm den eigentlichen Herrn von Wiernitz, und mithin ihren Verwandten und künftigen Eigenthümer der Güter vor, welche ohnedies nach dem Tode ihres Gemahls dem Kaiser als obersten Lehns-

herrn verfallen waren. Sie wußte nicht recht, wie sie diese Nachricht aufnehmen sollte; es war ein Streit in ihrem Herzen vom alten Stolz und frischer Neigung zu dem Jüngling, der ihr in den ersten Stunden so angenehm erschienen war. Aber Liljenholm oder Wiernitz wartete nicht, bis dieser Streit entschieden war. Er ließ sich vor seiner nunmehrigen Verwandten ehrerbietig auf ein Knie nieder, bat sie, ihm zu verzeihen, wenn diese Anerkennung unangenehme Gefühle in ihr erregt habe, und ersuchte sie, sich von nun an, wie bisher, als die einzige rechtmäßige Gebieterin und unumschränkte Frau in diesem Schlosse zu betrachten, indem er, so lange sie lebte, wenn sie es ihm erlauben wollte, sie wie seine Mutter ehren, nichts ohne ihren Willen und ihre Zustimmung vornehmen, und sich als ihren Sohn betrachten würde, der ihr Gehorsam und Liebe schuldig sey. — Frau von Wiernitz stand verlegen, bewegt vor ihm. Zum ersten Male seit langer Zeit erhoben sich in ihrem Herzen die sanfteren Regungen der Liebe und Dankbarkeit. Thränen drangen unwillkührlich aus ihren Augen, sie kämpfte gegen diese Rührung, aber sie ward ihr zu mächtig, und mit hervorstürzenden Thränen und gebrochener Stimme sagte sie: In Gottes Namen, dessen heiligen Finger ich in der Führung dieser wunderbaren Ereignisse erkenne, nehme ich Euch als meinen lieben Verwandten, meinen Sohn, auf, den Gott mir noch im Alter geschenkt, und der mich zuerst das süße Muttergefühl gelehrt hat, das meinem armen Herzen bisher fremd geblieben! Sey mein Sohn, junger Mensch! setzte sie noch bewegter hinzu, indem sie ihre Hand auf sein Haupt legte: Gott segne Dich, er vergelte Dir, was Du an mir thust, und Du trage Geduld mit deiner Mutter!

Bei diesen Worten sprang Wiernitz auf, und umschlang mit Thränen die tief erschütterte Matrone, die an seinem Halse weinend die Seligkeit menschlich schöner Gefühle kennen lernte. Mathilde schluchzte, kein Auge im Umkreis blieb

trocken, und als jene Beiden sich von ihrer heftigen Rührung erholt hatten, trat der edle Erzherzog hinzu, wünschte Beiden von ganzer Seele Glück, und stellte sich, um die Seligkeit seines Lieblings zu vollenden, als Brautwerber für ihn bei seiner neuen Mutter dar. Frau von Wiernitz besann sich einen Augenblick, sie fand das Glück für ein armes verwaisetes Fräulein fast zu groß, aber ihr Herz war nun einmal besseren Gefühlen geöffnet, und so drangen die Liebenden und der edle Fürst mit Bitten leicht durch.

Der Erzherzog ordnete Alles an. Wiernitz durfte mit ihm noch einen Tag auf dem Schlosse verweilen, dann aber eilten sie Beide den immer mehr zurückweichenden Schweden nach Mähren und durch Böhmen siegreich nach, entrissen ihnen alle bisherigen Eroberungen, und das schöne Vaterland athmete wieder frei auf. Mathilde blieb bei ihrer Tante, und sorgte und betete indessen für den abwesenden Freund. Der Erzherzog aber schrieb selbst aus dem Lager an den Kaiser, schickte die Urkunde und die Kleinode mit, und betrieb angelegentlich die Anerkennung und Belehnung seines Lieblings. Als aber der Feldzug geendet war, da kehrte Wiernitz an der Seite seines fürstlichen Beschützers zurück, und am Sanct-Thomas-Abend wurde die Hochzeit in Wiernitz mit anständiger Pracht gefeiert. Frau von Wiernitz, von den beiden Gatten mit kindlicher Liebe behandelt, lebte in ihren späten Jahren erst zum wahren Genusse des Daseyns auf. Die Schatten der Erschlagenen, gesühnet und zufrieden, daß das Erbe nun wieder in der Hand des rechten Besitzers war, kehrten still in ihre Gräber zurück, und kein unheimliches Ereigniß störte mehr den süßen Frieden der einsamen Burg, die nun wieder ein Aufenthalt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit geworden war.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 46

Stuttgart 1829

P.o.germ. 1077 a-45/48
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116297-0